

## Erinnerungen des Matthias Rech, Bernkastel-Kues betreffend. Zeitraum etwa 1910 - 1918

(Originalquelle: <http://www.rechmatthias.de/> )

Herr Wüllenweber, der diese Seite führt, hat mir freundlicherweise erlaubt, die Erinnerungen des Matthias Rech, soweit sie Bernkastel betreffen, auf der Bernkastel-Seite einzustellen.

### Heirat und als Richter in Bernkastel-Kues

#### **Rückkehr zur Justiz, Verlobung, Heirat**

Ich war reuig zur Justiz zurückgekehrt und man hatte mir nur sechs Monate als Verlust angekreidet, während ich doch fast drei Jahre außer Dienst gewesen war. Ich trat als Assessor meinen Dienst am Amtsgericht Bonn wieder an und habe auch ganze vier Monate dem Staate unentgeltlich gearbeitet, indem ich die schon damals unter dem Dach gelegene Registerabteilung bearbeitete. Auf meine Eingabe, mir eine mir eine Hilfsrichterstelle an der oberen Rhein- und Moselgegend zu geben, erhielt ich für den Mai 1909 einen zunächst nur einmonatlichen Auftrag an das Amtsgericht Bernkastel-Kues an der Mosel. Ich reiste mit einem Liegestuhl und einem flachen Badeblech dorthin und mietete mich bei einer Clementine Pfeifer in der Kaiserallee ein. Die Richter empfingen mich recht freundlich, meinten aber, ich würde nicht verlängert werden, denn ein Assessor von Henke, der mit dem damaligen Landwirtschaftsminister von Schorlemmer in Lieser freundschaftlich verkehrte, werde die Stelle wohl bekommen. Er bekam sie aber nicht und so konnten wir im Juli unsere Verlobung wahr machen und am 7. Juli uns nach Bernkastel verheiraten.

#### **Bekannschaft, Verlobung, Verheiratung**

Die Entwicklung unserer Freundschaft von Kindesjahren an bis zur Verheiratung ist ein eigener Roman, der für sich einen vollen Band füllen würde. Ich will mich hier nur auf das Notwendigste beschränken. Der Goldleistenfabrikant Peter Reitmeister war mit seiner Familie im Jahre 1890

nach Bonn in ein neuerbautes Haus Bachstraße, damals 38, gezogen. Ich lernte meinen späteren Schwager als Mitschüler 1890 kennen und besuchte mit ihm das Haus seiner Eltern zum ersten Mal im Dezember 1890, nachdem wir vorher auf dem Eisplatz zusammen Schlittschuh gelaufen hatten. Noch heute sehe ich, wie die ovale Nickelkaffeekanne im Eßzimmer auf dem Tisch stand. Aus dem Freund des Schulgenossen entwickelte sich bald ein Freund des Hauses und auch der älteren Schwester des Schulkameraden. Der Bruder hatte etwas zu kämpfen, um das Schulpensum zu erfüllen. Mir, der ich etwas älter war, wurde dies verhältnismäßig leicht und bald hatten wir uns daran gewöhnt, unsere Schulaufgaben gemeinschaftlich zu machen. Auf meine Veranlassung erhielt er schließlich auch ein eigenes Zimmer, wie ich ein solches auf der Bonngasse im dritten Stock hatte. Die Schwester besuchte die Schubringsche Schule und wurde mit verhältnismäßig jungen Jahren nach Wiesbaden auf ein Jahr in eine Pension geschickt. Als sie zurückkam, war sie noch ein echt junges Mädchen, das durch seinen Mutterwitz und sein freundlich gewandtes Benehmen allgemein angenehm auffiel. Es stellte sich auch bald die Freier ein, der Vater galt allgemein als ein recht vermöglicher Fabrikant, der jedenfalls in sehr behaglichen Verhältnissen lebte. Er war Mitglied der Loge und der Lese. In beiden Gesellschaften hatte er gute Bekannte, die ihre Söhne gerne als seinen Schwiegersohn gesehen hätten. Da war z. B. ein Major Brebeck, der einen hellblonden Sohn hatte. Dieser verehrte das Helenchen, wie sie allgemein genannt wurde, sehr. Sie hatte aber wenig Sinn für ihn und alle seine Bewerbungen waren vergeblich. Er hatte eine Stellung im Verkehrswesen der Bonner Stadtverwaltung und wurde der Pferdewagenkutscher genannt. Er heiratete später eine Tochter aus der Apotheke Scholl am Markt und ging mit ihr nach Südamerika. Auf einer Urlaubsreise nach Hause starb er auf dem Schiff. Die Witwe zog mit der einer hellblonden Tochter nach Bonn und führte sich dort wenig schön auf.

In der Familie Brügelmann, aus der Frau Reitmeister stammte, wäre der Name Brebeck ganz unmöglich gewesen, denn es knüpfte sich daran folgende Mordgeschichte: In der Firma des Johann Dietrich Nachtigal, Onkels und Protektors des Afrikareisenden Gustav Nachtigal, war ein Bruder des Major a. D. Brebeck Prokurist gewesen. Er hatte Unterschlagungen verübt und um diese zu vertuschen, den Kassierer ermordet und die Leiche in den Geldschrank geschlossen. Er hatte dann einen Raubüberfall fingiert, wurde von der Polizei aber bald überwiesen und machte seinem Leben in der Untersuchungshaft durch

Erhängen ein Ende, nachdem er noch einen wenig schönen Abschiedsbrief geschrieben hatte. Glücklicherweise kam es nicht zu einer Verbindung mit der Familie Brebeck. Der Bruder des Mörders und seine Frau waren ein wirklich biederer Ehepaar.

Ein weiterer Logenfreund von Reitmeister war ein Fabrikdirektor Frömbling, der König in einer Jutespinnerei am Bonner Talweg war. Er hatte einen Sohn Karl, der zwar eine zeitlang Corpsstudent mimte, aber sonst nichts Rechtes wurde. Er hätte seinen Sohn am liebsten auch mit der Tochter seines Ordensbruders Reitmeister verheiratet. Daraus wurde auch nichts. Mit der Familie Frömbling war im übrigen ein reger Verkehr. Die älteste Tochter war Mitschülerin von Helene und lebt heute noch in Bonn. Die jüngere, eine auffallend schöne aber nicht besonders kluge, Helene Frömbling, heiratete später einen tüchtigen Dr. Oldenburg, mit dem sie heute noch zusammen in Berlin wohnt, er als pensionierter Beamter des Landwirtschaftsministeriums, sie als mehrfache Großmutter. Ich habe selbst im Hause Frömbling – der Vater starb verhältnismäßig sehr früh – manche fröhliche Stunde als junger Mann verlebt.

Eine jüngere Schwester von Frau Reitmeister hatte in jungen Jahren einen Arzt Gustav Forstmann in Werden geheiratet. Aus der Ehe stammen vier Söhne, der älteste, Max, war Marineleutnant und kam häufiger zu seiner Tante nach Bonn zu Besuch. Nicht nur die Weine und die Zigarren seines Onkels Reitmeister, sondern auch der ganze Ton im Hause und vor allem die Tochter des Hauses gefielen ihm ausnehmend. Zwischen beiden entspann sich ein Liebesverhältnis, als es aber zur Heirat oder zu einer Verlobung kommen sollte, war von einer moralischen Verpflichtung des Veters gegenüber seiner Kusine die Rede, eine Redensart, die allgemein Verdruß erregte. Vater Reitmeister war auch nicht gewillt, die zur Heirat erforderliche Offizierskaution zu stellen. Der Vetter Max lernte später im Verlauf eines Kuraufenthaltes, den er seiner Tropenerkrankung wegen machen mußte, seine spätere Braut und Frau, eine Freiin Tucher von Simmeldorf kennen. Zwischendurch war mal eine Sache mit dessen Vetter Otto Forstmann, einem recht schneidigen und tüchtigen Artillerieoffizier, der später zur Firma Zeiss ging. Gelegentlich eines Besuches, den er in Bonn gemacht hatte, lernte er die Tochter Reitmeister kennen und schätzen und diese nicht weniger ihn. Er war wirklich nicht nur ein sehr schöner, sondern auch

sympathischer und tüchtiger Mann. Sein Antrag wurde von Vater Reitmeister aber auch abgelehnt.

Auf den vielen Veranstaltungen der Lesegesellschaft hatte u. a. auch ein junger Jurist namens Heuser, Sohn des Bürgermeisters von Vilich-Müldorf, Helene kennengelernt und sich sterblich in sie verliebt. Sein älterer Bruder war in der Bonner Stadtverwaltung als Beigeordneter tätig. Der junge Liebhaber stellte sich toll an, machte Fensterpromenaden und spielte derartig den seufzenden Liebhaber, daß es allgemein Stadtgespräch wurde. Eine zeitlang konnte sich Helene nirgendwo zeigen, ohne daß er sie in der aufdringlichsten Weise belästigte.

Wenn ich an diese Zeiten zurückdenke, so muß ich mich wundern, mit welchem sicheren Instinkt und welchem Aufgebot an natürlicher Schlaueit ich bei dieser Frage vorgegangen bin, die für mich ganz ohne Zweifel die wichtigste meines Lebens war. Ich hatte es verstanden, über den Weg des Bruders mir stets das Vertrauen des jungen Mädchens zu sichern. Sie erzählte mir fast restlos alle ihre Erlebnisse mit den verschiedenen Bewerbern und hörte sehr auf mich, wobei ich ihr mitunter sehr verzwickte und keineswegs gerade Wege anempfahl. Zugleich verstand ich es die Situation dahin auszunutzen, daß der Vater Reitmeister möglichst fest den Daumen auf seinen Beutel hielt. Auch er zeigte stets Vertrauen zu mir und ich suchte es auch zu rechtfertigen. Vor allem hatte er in mir einen sehr geduldigen Schüler, der seine weisen Lehren ruhig anzuhören pflegte, während der Sohn dazu wenig Lust zeigte. Er brachte mir unter anderem bei, die Kölnische Zeitung mit Kritik zu lesen, auch den Handelsteil derselben, die Bedeutung der Börsenberichte, Wertpapiere und so weiter. Durch den fast täglichen Verkehr mit ihm lernte ich eine ganze Unmenge. Dabei betonte er immer wieder, daß die meisten Leute nach ihrem äußeren Auftreten, sowohl bezüglich ihres Vermögens als auch ihrer einzelnen Verhältnisse bedeutend überschätzt würden, so daß es sehr selten sei, wenn es einmal ausnahmsweise umgekehrt der Fall war. Als letzteres Beispiel führte er den Vater des berühmten chemischen Professors Fischer an, der obgleich selbst Millionär, jeden freundlich behandelte, der nur für zwei Pfennig bei ihm kaufte. Ich lernte daher verstehen, daß er weder Verbindlichkeiten für einen Schwiegersohn noch Bürgschaften übernehmen wollte und erst recht nicht daran dachte, eine Kaution für einen Schwiegersohn zu stellen. All diese Momente benutzte ich, um eins gegen das andere auszuspielen und um Zeit zu gewinnen, selbst später als

ernsthafter Freier auftreten zu können. Damals war ich natürlich noch ohne Stellung und Vermögen und zu jung dazu, um so etwas wagen zu dürfen. Inzwischen lernten wir uns alle besser kennen und gefielen uns immer besser. Das Ergebnis war, daß wir uns gegenseitig Treue versprachen und ich kann Helene bis heute nicht genug dafür danken, daß wir dies auch durchgehalten haben. Einfach war es nicht, zumal zum Schluß durch meine Erkrankung noch drei bittere Jahre des Wartens hinzukamen, mit denen wir eigentlich nicht gerechnet hatten. Es war nicht angenehm, was in dieser Zeit meine Braut und deren Mutter von allen Seiten zu hören bekamen, während ihre Freundinnen sich alle nach und nach verheiratet hatten. Einzig ein Fräulein Rittershaus, die auch ihrem Verlobten die Treue hielt, kam ebenso wie wir erst spät zur Heirat. In beiden Fällen war dies aber, wie sich erst später herausstellte, von besonderem Glück. Unsere Verlobung hatten wir bis Anfang des Jahres 1909 geheimgehalten, obwohl alle Bekannten längst davon wußten. Im Mai 1909 schickten wir die Verlobungskarten und machten daraufhin noch einmal die üblichen Besuche, die Einladungen usw. Im darauffolgenden Winter arbeitete ich dann die Monate auf dem Amtsgericht. Ich war auch noch einmal als Vertreter des Justizrat Schumacher I tätig, der den Spitznamen der rote Schumacher führte. In seiner Jugend war er ein guter Bekannter meines Schwiegervaters als „Lord Feuerbrand“ gewesen. Aus dem Honorar kaufte ich bei Tietz einen Kasakteppich, der heute noch unser Bibliothekzimmer ziert. In Bernkastel lebte ich noch zwei Monate als Junggeselle in recht angenehmem Verkehr mit den Kollegen Amtsgerichtsräten Dr. Rothschild, Dr. Winckler und von Hymmen. Nach der Heirat im Juli hatten wir mit diesen einen recht angenehmen Verkehr. In Bernkastel verlebten wir vier fette und vier magere Jahre. Die fetten Jahre waren von 1910 bis 1914, die vier mageren Jahre von 1914 bis 1918. Schließlich wurde es so mager, daß wir uns noch vor Kriegsschluß nach Rheinbach versetzen ließen, um uns dort wieder zu ernähren. Wir wurden dort von den Pächtern des Schwiegervaters in Büllesheim besser versorgt. In Bernkastel hat meine Frau nach ihrem eigenen Geständnis regelrecht gehungert und sich abends eine Schnitte Brot nicht gegönnt, damit diese anderen Morgens den Kindern zukäme. Es ist gut sich daran zu erinnern. Die Kartoffeln sind uns freilich auch damals nicht ausgegangen.

Wenn ich auf meine Ehe zurückblicke, so kann ich wohl sagen, daß ich das große Los gezogen habe. Sorgen, Krankheiten und Verluste sind uns nicht erspart geblieben, aber alles haben wir mit gutem Mute überstanden. Der erste

schlimme Schlag, der uns traf, war ein böses Wochenbett meiner Frau, das sich unglücklicherweise zusammentraf mit einem leichten Rückfall in meiner Lungensache. Unser etwas hilfloses Mädchen holte den ihr bekannten Kreisarzt Dr. Lehmann, der das Ehepaar in einer seltsamen Verfassung antraf. Der Mann lag mit einem Regenschirm im Bett und sprach kein Wort, die Frau lag im Blute und hatte eine Frühgeburt. Es war für den Mann schwierig, sich ernst zu halten, wie er mir später gestanden hat. Da wir mit dem Gesicht zum Fenster lagen, blendete ich das Licht mit dem Regenschirm ab. Wenn ich wegen meiner Lunge im Bet lag, pflegte ich diese Zeit über möglichst kein Wort zu sprechen. Erst als mich der Arzt einige Tage später, als ich ins Fremdenzimmer umquartiert war, genau untersuchte und ich ihm die Gründe meines Verhaltens erklärte, sah er die Sache sehr viel günstiger an und fand meine Erkrankung durchaus ungefährlich. Bedenklicher war die Geschichte mit meiner Frau, es hätte leicht die Folge haben können, daß wir überhaupt keine Kinder mehr bekamen. Wir waren daher sehr froh, als wir im September 1911 unsere Herta bekamen und es war uns wirklich durchaus gleichgültig, ob es ein Junge oder ein Mädchen war. Die vier Vorkriegsjahre führten wir wirklich ein recht angenehmes Leben in Bernkastel. Nach Ablauf des ersten Jahres wurden gleich zwei Amtsrichterstellen dort frei. Obwohl ich mich bis dahin nur, und zwar ohne Erfolg, um die Verleihung einer Notarstelle beworben hatte, meldete ich mich auf eine der beiden Stellen und wurde dort auch zum Amtsrichter ernannt. Es war ein behagliches Leben im kleinen Städtchen, das auf etwa dreitausend Einwohner dreißig Kneipen hatte und mindestens etwa zwei Dutzend Schlächter. Man lebte gut und billig dort. Im Weltkrieg änderte sich dies leider sehr gründlich. Im Laufe des Krieges kam eine starke Nachfrage nach Wein und alles was mit Wein zu tun hatte, verdiente spielend die Mittel zu einem größeren Lebensbedarf. Die Beamten mit ihren festen Bezügen gerieten derweil ins Hintertreffen. Dazu kam, daß Bernkastel mit Gemüse ohnehin schlecht versorgt ist. Die einheimischen Bauern haben nur so viel, als sie zum eigenen Bedarf anbauen und das alles ziemlich grob. Schon gleich in den ersten Jahren legte ich mir ein kleines Gärtchen zu und zog mir eine ganze Reihe Gemüse selber.

Bei Gericht nahmen die Kollegen Rücksicht auf meinen Gesundheitszustand und so hatte ich die meiste Zeit keine öffentlichen Sitzungen. Ich bearbeitete Grundbuch und Vormundschaftssachen, wechselte auch schon einmal mit dem neuen Kollegen Reinecke, dessen Abteilung. Er hatte nämlich Zivilsachen und kam nie zum Urteil. Er schleppte die Sachen vom Gericht zu seinem Kotten und

von seinem Kotten wieder zum Gericht. Nach dem Tausch war er derartig erstaunt über den Umfang meiner Arbeit, daß der den Tausch schleunigst wieder rückgängig machte. Ich arbeitete im allgemeinen schnell und hatte viel Zeit übrig, zumal in den Jahreszeiten, in denen Winzer und Bauern stark beschäftigt waren. Die meiste Freude machte mir die Bearbeitung der Vormundschaftssachen. Die Vormünder taten meistens nichts und der Richter mußte alles machen. Von der Justizverwaltung wurde dies berücksichtigt und meist noch ein Hilfsrichter in Bernkastel mitbeschäftigt. Durch meine Tätigkeit als Vormundschaftsrichter hatte ich manchen Einblick in das Leben der Winzerfamilien an der Mosel. In kleinen Familien verursachte neben der Sorge um das tägliche Brot die Beschaffung des Schuhwerks viel Kopfzerbrechen. Man macht sich keine Vorstellung davon, wie anstrengend das Leben der Schuhe der Winzersleute ist. Den ganzen Tag stehen sie in dem Grauwackegestein, stets geht es bergauf und bergab und obwohl die Schuhe bis an die hundert Nägel pro Stück zählen, verschleißten sie ganz gewaltig. Ich erinnere mich, daß in einer Familie die Schuhschulden auf eine Summe von drei- bis vierhundert Mark angewachsen war. Diese wurde erst dann wieder abgedeckt, wenn ein gutes Weinjahr kam.

Stirbt ein Elternteil mit Hinterlassung von minderjährigen Kindern, so schickt das Nachlaßgericht einen Vordruck, worin im Interesse dieser Minderjährigen deren Vermögen möglichst eingehend aufgezählt werden soll. Das Ausfüllen dieser Vordrucke ist für die meisten Leute ein wahres Kreuz und pflegt meistens so summarisch wie möglich zu geschehen. Der Vormundschaftsrichter muß meistens mithelfen. Einmal erlebte ich das Gegenteil. Ein junger Lehrer war der übriggebliebenen Witwe zum Beistand für ihre minderjährigen Kinder beigeordnet worden. Er lieferte ein sauber geschriebenes Vermögensverzeichnis, in dem auch nicht der geringste Gegenstand fehlte. Dieses Vermögensverzeichnis hatte einen hohen kulturhistorischen Wert, denn es gab ein Bild von dem gesamten Hausmobiliar einer mittelgroßen Winzerfamilie um die Jahrhundertwende. Ich habe dieses Aktenstück vor der Vernichtung bewahrt, indem ich groß mit Buntstift darauf schrieb: Staatsarchiv. Es war angelegt worden, da solchen kulturhistorisch wichtigen Urkunden von der Vernichtung ausgeschlossen sein sollten. Ich bin überzeugt, daß es später eine reiche Fundgrube für einen bilden wird, der das Leben der Bauern erforscht.

Auch an vielen sonstigen Sachen erlebte ich meine Freude. In einem kleinen Hunsrückdorfe lebte eine kinderlose Witwe auf einem umfangreichen Bauernhofe. Sie war recht bequem und verkaufte leider den gesamten schönen alten Hausrat, um sich ganz gewöhnlichen Plunder dafür anzuschaffen. Nach und nach verkaufte sie auch ihre Äcker und Wiesen. Da griffen die Bauern der Gemeinde ein und auf ihren Antrag wurde die Witwe wegen Verschwendung entmündigt, nachdem sie noch nicht alles durchgebracht hatte. Manches mußte weiter liquidiert werden. Und im Besitze mehrere Sparbücher war die recht ansehnliche Frau ein begehrtes Heiratsobjekt, meist für ältere dürre Witwer mit mehr oder weniger großer Kinderzahl. Die Bauern der Gemeinde waren sehr dafür, daß sie heiraten sollte, denn an ihrem Treiben wurde lebhaft Anstoß genommen. Ich sorgte dafür, daß sie nicht den ersten besten heiratete. Ich hatte allerhand Erlebnisse mit den verschiedensten Bewerbern. Schließlich heiratete sie einen schon älteren Arbeiter aus der Graacher Schäferei, der keine erwachsenen Kinder mehr daheim hatte. Sie ist ganz glücklich mit ihm geworden. Über die verschiedenen Erlebnisse schrieb ich eine kleine Skizze „Die lustige Witwe im Hunsrück“.

Eine weniger glückliche Angelegenheit war die Vormundschaft über einen wegen Geistesschwäche entmündigten Stadt- und Bürgermeistereisekretär Bildhauer. Dieser war ein sehr tüchtiger Beamter gewesen und hatte die Geschäfte gleich zweier Bürgermeistereien gut geführt. Er war ein hervorragend talentierter Mann, es war ihm aber längst vor meiner Zeit in irgend einer Form ein Unrecht geschehen, damit hatte er sich nicht abfinden wollen und war zu einem unleidlichen Stänkerer geworden, der seine ganzen Fähigkeiten dazu benützte, um die unmöglichsten Szenen gegen alle möglichen Behörden in Gang zu setzen. Er mußte als Beamter abgesetzt werden, wobei auch durch eine Dummheit der verschiedenen Bürgermeister seine Pensionsansprüche gegen eine Provinzialkasse verloren gingen. Ich hatte mir lange Zeit, nachdem er unter vorläufige Vormundschaft gestellt worden war, die größte Mühe gegeben, diese Pensionssache in Ordnung zu bringen, wogegen Bildhauer mir fest zugesagt hatte, in eine andere Landschaft zu verziehen. Durch eine neue Torheit wurde auch dies unmöglich und mir blieb nichts übrig, als in den sauren Apfel zu beißen und ihn zu entmündigen. Das Material war längst beisammen, es war ein typischer Fall einer vollendeten Paranoia Querulatoria. Ich war so klug, diesen Beschluß durch einen Vertreter während meiner Abwesenheit aussprechen zu lassen, weil ich später als Vormundschaftsrichter mit ihm weiter zu tun hatte.



Jetzt begann ein herrliches Schauspiel, das ich im großen und ganzen vorausgesehen hatte, dessen Einzelheiten aber immer wieder neue Seiten der menschlichen Seele zum Vorschein brachten. Alle blamierten sich dabei so gut sie konnten. Zunächst wollte keiner Vormund werden. Ich hatte verbreiten lassen, daß ich mich streng an den Vorschlag des zuständigen Gemeindegewaltigenrats, des erfahrenen Hammelschlächter Stüttgen halten werde. Dieser schlug einen Bernkasteler Bürger vor, Roderfeld mit Namen, Schwager von Notar Astor, der eine Weinkellerei Astoria besitzt. Bei Weigerung hat der Vormundschaftsrichter das Recht, dreimal eine Ordnungsstrafe bis zu 300 Mark auszusprechen. Ich hatte durch den Volksmund verbreiten lassen, daß ich in diesem Falle nur einmal, und zwar gleich 300 Mark erheben würde. Dies hatte den Erfolg, daß Roderfeld das Amt, wenn auch seufzend, übernahm. Vermutlich hat er es heute noch. Um ihm sein Leben zu erleichtern, erfand ich zwei vervielfältigte Drucke a) und b). In dem einen war etwas kürzer, in dem anderen ausführlicher die gesamte Rechts- und Tatsachenlage auseinandergelagt und insbesondere nachgewiesen, daß Bildhauer unpfändbar sei und den Offenbarungseid geleistet habe. Je nach den Anfeindungen, die sein Vormund erfuhr, wurde den Betreffenden, die sich mitunter gewaltig erregten, Formular a) oder Formular b) zur Besänftigung zugeschickt. Da kamen die tollsten Dinge vor. Ein märkischer Kaninchenzüchter ließ sich beschwindeln und sandte einen Kaninchenzuchtbock gegen Nachnahme. Dessen Annahme wurde verweigert und das wertvolle Kanin unter den Bahnbeamten versteigert. Die Differenz wurde von einem jüdischen Advokaten in Potsdam eingeklagt, der sich nur sehr schwer wieder beruhigen wollte. Juwelierlieferanten hatten ihm Sachen zugeschickt, unvorsichtigerweise nicht gegen Nachnahme, und sahen sich um ihr Geld betrogen. – Der Verkehr mit Reben in den verschiedenen Weinbaubezirken unterliegt einer sehr strengen Kontrolle. Bildhauer handelte mit Reben nach seinem Belieben. Der Staatsanwalt erhob Anklage und Bildhauer wurde auf das ausführliche Gutachten des Kreisarztes freigesprochen. Der Oberstaatsanwalt in Koblenz rumorte gewaltig und forderte vom Vormundschaftsrichter dringend geeignete Maßnahmen, um diesen Unfug zu steuern. Dir werde ich schon helfen, dachte ich, und schickte sämtliche Akten Bildhauer, die fast eine Viertel Stube füllten, der Staatsanwaltschaft in Koblenz mit ausführlichem Bericht zu und versicherte, ich wäre sehr dankbar dafür, wenn sie mir einige Vorschläge machen wollten. Wie ich vorausgesehen hatte, kam die Sache nach Kenntnisnahme einfach zurück. Der Stadtbürgermeister von Bernkastel, Simonis – genannt der dicke Philipp – behandelte diese Sache ganz

ohne Humor, hatte persönliche Angst vor Bildhauer, der gedroht hatte, ihn über den Haufen zu schießen, und versuchte, ihn und seine Familie verhungern zu lassen. Dagegen sorgte ich dafür, daß die Familie wenigstens Brot bekam. Gegen diesen Bürgermeister hatte sich Bildhauer in eine sinnlose Wut hineingearbeitet, hatte dessen Liebesleben als Junggeselle ans Tageslicht gezogen und schließlich hatte ich bei Bildhauer in all seinen amtlichen Eingaben (es erfolgten solche fast täglich) folgenden Rubrum herausgebildet: Auf einem guten einfachen linierten Bogen, der links oben das Prägewappen von Bildhauer trug, stand oben rechts folgende stereotypische Formel:  
In meiner durch die Meineide, Amtsverbrechen und die öffentliche Hurerei des Bürgermeisters Simonis, im gleichen durch die Amtsverbrechen des Amtsrichters Dr. Rech verursachten Entmündigung . . .  
dann kam der Text, z. B. lege ich hiermit Einspruch ein gegen den mir zugestellten Mahnbefehl auf Zahlung von 15 Mark wegen gelieferter Enteneier. Solche Sachen erregten meine ungeteilte Heiterkeit, womit ich allerdings alleine dastand, denn die meisten Leute ließen sich durch B. nervös machen und es wurden dann immer wieder Fehler gemacht. Da er nur beschränkt geschäftsfähig war, waren die Zivilprozesse, die er sehr zahlreich führte, voller häßlicher Sachen und es verging fast keine Woche, daß nicht irgend eine Abteilung des Amtsgerichts in Sachen B. einen Bock machte. Bildhauer griff dies immer sofort auf und spann die Sache immer endlos weiter. Er hatte ein System erfunden, die Post ohne Porto zu benützen wie ein regierender Fürst. Der Postdirektor kam sich klug vor und rühmte sich beim Dämmerschoppen, er werde B. schon beikommen. Ich lachte mir ins Fäustchen und behielt recht. Nach einiger Zeit mußte der Postdirektor bekennen, daß auch für ihn an Bildhauer Hopfen und Malz verloren waren. Im Kriege, den ich hauptsächlich noch von 1914 bis 1918 in Bernkastel erlebte, kam Bildhauer unversehens zu Geld und einem gewissen Ansehen: Er war einer der wildesten Schieber, weil man ihm nichts machen konnte und er jenseits von Gut und Böse in einer Sphäre lebte, „wo Geltscherluft wehte“, wie ein Witzbold sich ausdrückte. Jedenfalls bin ich meinem Grundsatz treu geblieben, mich über ihn nicht zu ärgern, auch wenn er noch so ausfällig wurde. Daß ich ihm im Grunde wohlgesinnt war, hat er wohl gespürt. Jedesmal, wenn ich mich mit einem Bernkasteler unterhalte, stelle ich fest, daß Bildhauer noch lebt und weiter „bildhauert“.

## **Familiärer Verkehr**

Meine Frau und ich hatten fest damit gerechnet, nur auf eine kurze Zeit in Bernkastel zu bleiben, es wurden aber acht Jahre daraus, darunter vier Kriegsjahre. Wir hatten keine Besuche gemacht und waren auch nicht dem Kasino beigetreten. Wir hatten unseren Verkehr auf diejenigen Familien beschränkt, mit denen wir dienstlich oder gesundheitlich zu tun hatten. Dazu kamen noch die Weingutsbesitzer Thanisch, deren ältester Sohn Anton Thanisch mein Mitschüler in Bonn gewesen war. Natürlich konnten wir nicht verhindern, auch den einen oder anderen noch kennen zu lernen. Schließlich hatten wir einen festen Kreis, in dem im Winter fast jedesmal einmal in der Woche ein Abendessen stattfand. Hier trafen sich immer wieder dieselben und nur insofern war eine Spaltung, die jeder gewissenhaft beobachten mußte, als der Kreisarzt nicht mit dem aufsichtsführenden Amtsrichter zusammen eingeladen werden konnte. Amtsgerichtsrat Rothschild war nämlich Jude und der einzige jüdische Richter im Westen der preußischen Monarchie. Man hatte ihn über zehn Jahre lang als Gerichtsassessor heraushängen lassen, bis er endlich doch etatmäßig und dann seines hohen Dienstalters wegen sofort Aufsichtsführender wurde. Eine Amtsgerichtsstelle in Bernkastel wurde für einen dienstälteren Kollegen wie saures Bier ausboten. Alles ohne Erfolg, der Jude war und blieb Aufsichtsrichter. Als solcher erfreute er sich nur eines sehr geringen Wohlwollens seiner vorgesetzten Behörde und man legte ihm Steine in den Weg, wo man nur konnte. Darüber wurde er verbittert und schaffte sich Luft, indem er sich mit dem originellen Amtsgerichtsrat von Hymmen darin verband, eine wüste Hetze gegen Notare zu betreiben. Von Hymmen, ein älterer sehr origineller aber ebenso verdrehter Junggeselle, der richtige Sohn seines Vaters, der als Landrat a. D. von Hagen sein Alter als Erzstänkerer auf seiner Burg in Endenich verlebt hatte. Hiermit erklärte er die Notare für Lumpen und Leuteschinder und führte einen heftigen Kampf gegen sie, indem er sie durch geringere Gerichtsgebühren überbot und auch alle Abmahnungen seiner vorgesetzten Behörde ungeachtet ein regelrechtes „Notariat“ durch Referendare in der Weise betrieb, daß diese Privaturkunden schmieren mußten, zu denen dann nur Auflassungen erfolgten. Hymmen hieß infolgedessen der Notar Ludwig. Er führte seinen Kampf unverdrossen. Während Rothschild ihm das Material lieferte, warf Hymmen die Steine. Dieser Kampf hatte schon jahrelang getobt, ehe ich dorthin kam. Als Prädikatsassessor und ausgesprochener Notariatskandidat geriet ich in den gänzlich falschen Verdacht, von der

Justizverwaltung als eine Art Spion dort eingesetzt zu sein. Ich machte mir nichts daraus, hatte aber bei aller guten Bekanntschaft mit Hymmen einmal einen heftigen Zusammenstoß wegen dieser falschen Beurkundungen.

Der Kreisarzt Dr. Robert Lehmann, heute noch regierender Medizinalrat in Düsseldorf, war erklärter Antisemit, sprach mit einem Juden nur das Notwendigste, gab keinem Juden die Hand, weder er noch seine Frau kauften bei Juden das geringste. Wurde Rotschild eingeladen, so war es unmöglich, Lehmann dazu einzuladen und ebenso umgekehrt.

Abgesehen hiervon sah man immer die gleichen bei den gründlichen und ausgiebigen Abendessen, die damals stattfanden. Der ausgezeichnete Wein der Mosel schärfte die Zunge und einer überbot den anderen mit Leckerbissen jeder Art. Ich habe mir ein Aktenheft angelegt, in dem ich die von uns gegebenen Essen registrierte mit allen Gästen, Gängen, Weinen, Zutaten, Kosten und Resten, welche die ganze Woche verzehrt werden mußten. Diese Gastereien wurden allmählich immer üppiger und wir machten anfangs kräftig mit, zumal uns Mutter Reitmeister von Bonn aus dabei unterstützte und uns die schönsten Gerichte aus dortigen Lebensmittelgeschäften zukommen ließ: z. B. fette rheinische Poularden usw. In Bonn war damals die Blüte des Rentnerlebens, Lebens- und Genußmittel jeder Art von der feinsten Sorte strömten dort in Massen zusammen und die Delikatessengeschäfte waren auf der Höhe. Ein Freund meines Schwagers Reitmeister, Regierungsbauführer Heck, der später bei der Dessauer Gas eine große Rolle spielte, leitete damals einen Umbau des Bonner Güterbahnhofs und konnte in spaßhafter Form den Umschlag an Stückgütern beschreiben, welche fast ausschließlich aus Fressalien und Saufalien bestanden.

Wir machten dies eine zeitlang mit, führten dann aber eine Reform der Vereinfachung ein, die bald allgemeinen Beifall und eifrige Nachahmung fand. Anstelle des üblichen Biersiphons legten wir ein kleines Bierfaß auf und schenkten nach Tisch frisches Bier vom Faß. Es gab in Bernkastel zwei Brauereien, die gutes Bier lieferten. Hieraus entwickelten sich, zunächst für die Junggesellen, förmliche Bierabende und bei dem Junggesellen Amtsrichter Reinecke wuchsen sich diese zu förmlichen Bierfesten aus. Solch ein Bierfest begann mitunter schon vormittags, dauerte den ganzen Tag bis in den Abend, dazu gab es unendlich große Würste und riesige Brote, von denen sich jeder

selbst herunterschnitt. Nach wenigen Stunden war der Landrat, der nicht viel vertragen konnte und desto eifriger trank, vollständig beschwipst.

Jeden Montag versammelten sich die „Hergelaufenen“, meistens Akademiker, in einer Doctorweinstube genannt Pop zu einem WABC gleich Wissenschaftlicher Abend Bernkastel Cues. Neu angekommene Referendare mußten hierzu eine wissenschaftliche Arbeit liefern, für die ein Referent und ein Koreferent bestellt wurden. Manche von den bestellt wurden. Manche von den jungen Dächsen nahmen dies blutig ernst und merkten erst später bei der feierlichen Aufnahme in diese Akademie der Wissenschaften und Künste bei der Verleihung eines riesigen Ordens am großen Band, daß das ganze natürlich alles spaßhaft war. Dementsprechend war der Ton der ganzen Unterhaltung, welche alles und jedes mit einer sanften Ironie übergieß und vieles mit großem Ernst höchst scheinheilig behandelte. Die Klerisei hatte ein gesundes Mißtrauen gegen diesen wissenschaftlichen Abend und hielt ihn für eine Art Zweigstelle von Freimaurern, was uns wieder höchlichst amüsierte. Vorsitzender dieses Abends war ein martialisch hochgewachsener älterer Stabsarzt in Ruhe Dr. Deblin, ein Rassejude aus dem Geschlecht der Makkabäer – genannt der Sally. Unter seinen Stammesbrüdern war er eine große Ausnahme, bereits sein Vater war Oberstabsarzt in der preußischen Armee gewesen, der einzige sogenannte Renommierjude der Armee, und hatte sich Verdienste im Jahre 1870/71 erworben. Sally war sehr humorvoll und fing an zu zaubern, wenn er etwas beschwipst war. Er pflegte dann nicht nur ein Monokel ins Auge zu klemmen, sondern sich gelegentlich auch einen Taler auf die Stirn zu kleben. Als Junggeselle bewohnte er sein schönes Elternhaus in der Nachbildung einer riesigen Traube auf der Graacher Straße dicht hinter dem Graacher Tor. Diese Gasse war eine wirkliche Schwindt'sche Idylle in dem Städtchen Bernkastel.

### **Die sonstigen Juden**

Außer dem Amtsgerichtsrat Rotschild, der den Typus eines aristokratischen Juden verkörperte, war der Besitzer des Gaswerkes, ein Dr. Nathan Wolf, Schwager von Deblin, der im Gegensatz zu seiner gutaussehenden Frau den Typus einen vollkommenen Proletariers darstellte. gegenüber von uns in der Kaiserallee wohnte eine Judenfamilie Thal. Der alte Vater und der Sohn betrieben einen schwunghaften Pferdehandel. Auch sonst

gab es noch Juden genug. Viele von ihnen hatten die Bauern und Winzer in der Hand und die Kreis-Sparkasse führte einen heftigen Kampf gegen das ungeordnete Kreditgeben der Juden, die namentlich als Händler, so z. B. in Niederemmel und Trittenheim saßen und die Leute bevorschußten. Mancher Winzer und Bauer geriet dadurch, daß die Zinsen eingetrieben und höher wurden, ins Unglück und verlor Haus und Hof. Namentlich das große Winzerdorf Wintrich war diesen Juden stark verschuldet. Der Kreis-Sparkassendirektor und ich gaben uns große Mühe, die Bauern zur Kreis-Sparkasse zu bringen. Jedenfalls hatten die Bauern ein gewisses Vertrauen zu mir, denn noch nach vielen Jahren wandten sie an mich, um die Grundbuchverhältnisse an einer alten deutschen Markgenossenschaft zu regeln, die den schönen Namen Stierhof führte. Aus alten Zeiten war noch ein erheblicher Grundbesitz geblieben und dieser diente dazu, zur Entlastung der Gemeinde einen Stall mit Zuchtstieren zu halten.

Über die Judenfrage wurde natürlich oft und heftig diskutiert, zumeist natürlich in Abwesenheit des Kreisarztes Dr. Lehmann, für den es gar keine Judenfrage gab und der immer alles ablehnte. Bei meinem Amtsantritt im Jahre 1910 wechselte der Landrat. Anstelle des von Hammerstein trat ein von Nasse. Unter Hammerstein fand einmal zwischen ihm, Rechtsanwalt Schönberg, der ziemlich jüdisch aussah, aber reiner Arier war, Deblin, Rotschild und dem arischen Oberförster Bauer, der aus Hessen stammte, eine Diskussion über die Judenfrage statt, bei der zum Schluß Schönberg alle Fragen dahin zusammen zu fassen suchte: Die Juden sind wohl und schlecht, die Christen ebenso, jeder soll sich aber für sich halten, was ich gar nicht schätze und nicht leiden kann, das ist der jüdische Verschnitt. Dabei tappte ihm der Oberförster Bauer auf seinen Fuß und Schönberg fiel zu seinem Schreck ein, daß der Landrat von Hammerstein, der eine jüdische Kölner Bankierstochter geheiratet hatte, die ihn mit einem jüdischen Agenten betrogen hatte und ihm durchgebrannt war, zu Hause den jüdischen Verschnitt in mehreren Exemplaren auf Vorrat hatte. Das alles klingt mir heute wie Märchen aus alten Zeiten, alles hat sich auch dort natürlich seit 1933 grundlegend geändert.

## Das Männersterben

Kurze Zeit, ehe ich dorthin kam, war unter den Männern im Alter zwischen vierzig und fünfzig Jahren ein starkes Absterben mode gewesen. Der tägliche Umgang mit dem Alkohol führt natürlich dazu, daß er immer wieder probiert werden muß, um sich ein gründliches Urteil zu bilden. Daneben war Bernkastel ein Saufnest aller ersten Ranges. Damals hatte sich auch der Brauch herausgebildet, sich an dem Federweißen gütlich zu tun. Dieses ist der Wein im Anfangstadium der Gärung, wo er noch milchweiß ist. Er schmeckte seltsam säuerlich und prickelnd und verführte leicht zu mehr trinken. Ein übermäßiger Genuß davon führte zu tollen Erkrankungserscheinungen, Herzkrämpfen und sogar zu Todesfällen. Es waren damals schlimme Zeiten für die meist beschäftigungslosen Großgrundbesitzer und Weingroßhändler. Den Mann meiner Hauswirtin Liell ereilte das Geschick mitten auf der Brücke in Gestalt eines tödlichen Herzschlages und so andere mehr. Es fand eine scharfe Auslese statt, und die sie überwandten, lebten um so länger, obwohl sie keineswegs vom Trinken ließen. Es ist eine eigene Sache damit, daß man zu jeder Tages- und Nachtzeit Wein in mehr oder minder unbegrenzter Menge im Keller liegen hat und man davon nach Belieben nehmen kann. Manch einer kann da der Versuchung schlecht widerstehen und ich bekam Verständnis dafür, daß Ohm Johann in Olsdorf niemals Wein trank, obschon er genug im Keller hatte. Kurz vor meiner Zeit hatte mein früherer Mitschüler Tünn Schmitz mit seinem Vetter Hugo Thanisch eine Schiffsreise gemacht und Hugo war im Anschluß daran gleich in eine Entziehungsanstalt gegangen und hatte dann wirklich jahrelang keinerlei Alkohol zu sich genommen, eine Leistung in Bernkastel, deren Größe nur zu beurteilen vermag, der selbst dort gelebt hat. Er ging dann eine törichte Wette ein und hatte das Unglück mit einer vollkommen überstürzten Ehe und so konnte er seinem Thanischschicksal nicht entgehen und endete im Suff. Sein jüngerer Bruder Paul trank eigentlich mäßig für einen Bernkasteler und ich erinnere mich nicht, ihn je tipsy gesehen zu haben. Aber er hatte eben oft eine kleine Stärkung nötig und darin liegt der Fehler. Er trank eben sehr oft ein „Weniges“. Dabei war seltsam zu beobachten, wie ihn eine unüberwindliche Unruhe bei Eintritt der Spätnachmittagstunde überfiel, sobald er sich im Weichbild seiner Vaterstadt befand. Dieses Weichbild erstreckte sich recht weit und umfaßte fast den ganzen Bernkasteler Hinterwald. Waren wir dort zur Birsch, so kam es zum Frühabend über ihn und er ruhte und rastete nicht, bis wir vor Lauer Bierstube am Gestade standen und dort zum Dämmerchoppen

einwechselten. Trennte uns ein weiteres Tal von der Heimat, so überfiel ihn dieses seltsame Heimweh nicht. Als wir uns dagegen einmal zu gemeinsamer Kur in Leysin im Kanton Waadt bei Freund Bruhns aufhielten, überfiel ihn um die gleiche Stunde diese „heimatliche Sucht“ und trieb ihn unwiderstehlich zur Kneipe. Er konnte mir dann hinterher so viel von der Billigkeit und Güte der Getränke dort erzählen, daß ich ihm den Gefallen tat, seiner Einladung dorthin zu folgen. Ich erlebte dann, daß er dort ebenso schweigend da saß und seinen Wein in stiller Melancholie trank wie daheim seinen Abendschoppen bei Lauer. Überhaupt wollte es mir so vorkommen, als ob über dem Moselfranken unabwendbar eine leise und stille Melancholie läge, sehr im Gegensatz zum Rheinfranken, der beweglicher und fröhlicher von Natur ist. Dasselbe ist wohl auch bei dem Eifeler der Fall. Unsere Hauswirtin, Frau Witwe Liell, die angeheiratete Tante der Thanischs, die aus einer Prümer Familie Plaum stammte, war ein gutes Beispiel hierfür: Ziemlich früh Witwe geworden, mit einem gesunden Eifeler Mißtrauen ausgestattet, beargwöhnte sie alle Handwerker, die in ihrem Hause verkehrten, derart, daß ich schon mal sagte, mit so offen gezeigtem Mißtrauen gebe sie den Leuten förmlich die moralische Berechtigung, sie zu übervorteilen. Die Kluge sah dies vollkommen ein, änderte aber nichts an ihrem Verhalten. So hatte sie mancherlei Ärger und dazu den vielen und guten Wein im Keller. Sie hatte stets glitzernde Äugelchen und hatte überraschende Übergänge von manchmal nicht recht erklärbarer Lustigkeit zu heftiger Verkehrtheit. Später lernte ich das besser verstehen. Wir beobachteten, daß das Mädchen öfter morgens zwei oder drei leere Weinflaschen herunterbrachte und uns auf Befragen erklärte, das sei Frau L. Nachstärkung! Seitdem wußte ich, daß sie zwar nie betrunken, aber auch nicht ganz nüchtern war. Zur Bekämpfung des Nachdurstes pflegte sie nachts einige halbvolle Flaschen unter dem Bett liegen zu haben, deren sie sich nach Bedarf bediente. Überall im Hause hatte sie eine mehr oder minder angebrochene Weinflasche stehen und oft genug sah ich sie ein „Butterbrötchen“ essen und dazu einen Schluck trinken. Daher die funkelnden Augen. An einem Tage aber habe ich sie richtig gesehen. Es war an einem Sonntage, der unter dem Zeichen der blauen Kornblume stand. Es herrschte eine lustige Stimmung und Frau Liell, die ihre Schwester, Frau Alf, zu Besuch hatte, lud uns nachmittags zu einer Bowle ein. Es war die einzige Bowle, die ich in acht Jahren an der Mosel getrunken habe. Sie war ganz köstlich. Man hatte dazu firnealten Wein und ganz spritzigen guten jungen Wein genommen. Sie mundete so ausgezeichnet, daß Frau Liell schon am hellen Nachmittage genug hatte und sich alsbald ins Bett begab. Vorher



hatten wir noch eine Aufnahme gemacht, die sie mit einem Strohhut und in ziemlich vorgerückter Verfassung zeigt.

Auch mein Freund Paul Thanisch, mit dem und mit dessen Frau wir in näheren Verkehr kamen, zeigte diese Eigenschaft des häufigen Trinkens. Schöneberg behauptete, allen Thanischs sei es vorbestimmt, vom Trinken zu sterben. Dem ältesten Bruder von ihnen, meinem Mitschüler Anton Thanisch, war dies nicht beschieden, er lebte in einer wenig glücklichen Ehe und fiel im Herbst 1915 als Artilleriehauptmann vor dem Feinde, nachdem er vorher einen erschütternden Brief an seine gute Mutter geschrieben hatte, der voller Todeszuversicht war.

### **Kaufleute**

Der gewöhnliche Werdegang eines größeren Grundbesitzers war der, daß er oder seine Vorfahren zunächst Kaufleute waren. Ein Kaufmann, der es allerdings nicht zum Weingutsbesitzer gebracht hatte und auch sonst ein rechtes Original war, hieß Dillinger. Er war ein Junggeselle von langer schmaler Figur mit einem blassen nervösen Gesicht mit ein Paar lebhaft funkelnden braunen Augen, der Kopf war ganz durchgeistigt und er war ein Kleinstadtoriginal erster Güte. Er rühmte sich wohl mit Recht, daß seine Vorfahren schon mehrere hundert Jahre Kaufleute in Bernkastel gewesen seien. Er führte den Spitznamen der Kaufmann „Durch und durch“ oder der Kaufmann „Comme il faut“. Er hatte sich wohl gelegentlich selbst so bezeichnet. Er besaß eine große und reichhaltige Sammlung von kulturhistorisch interessanten Gegenständen, welche in ihrer Gesamtheit eine sehr gute Grundlage für ein Heimatmuseum hätte bilden können. Namentlich war darin eine sehr reichhaltige Sammlung von gußeisernen Ofenplatten aus der näheren und weiteren Umgebung von Hunsrück und Eifel, zum Teil auch mit noch gotischen Bildwerken. Er zeigte die Sammlung nicht leicht einem, zu mir aber hatte er Vertrauen und ich erinnere mich, daß manches Interessante darunter war, zum Beispiel ein Paar steinharte aber wohl erhaltene nagellose Mannstiefel, mit denen früher die zu kelternden Trauben in dem Bottich durch Zertreten gequetscht wurden. Ich habe mich oft und mit großem Genuß mit ihm unterhalten. Er war wirklich ein ehrlicher Kaufmann, der alle Schiebungen ablehnte. Es mag auch der Grund dafür gewesen sein, daß weder seine Vorfahren noch er es zu Großgrundbesitzern gebracht hatten. Im Kriege war mir wegen meiner Verdienste für die Kriegsbeschädigtenfürsorge und mit

Rücksicht auf die wacklige Gesundheit meines Körpers vom Landrat ein Pfund Butter die Woche zugebilligt worden. Diese bezog ich von Dillinger und es war manchmal nicht einfach, sie in der Zeit der Not in Empfang zu nehmen, wenn die Leute ohnehin gereizt waren. Dillinger aber blieb stets ruhig und klärte die Leute auf. Ich habe gehört, daß er längst gestorben ist und weiß nicht, wohin die Ergebnisse seiner langjährigen Sammlertätigkeit geraten sind.

Offensichtlich fehlt hier ein Teil des Textes.

. . . Verschiebung in dem Besitzverhältnis durch den Krieg. Eine solche habe ich in meinen Bernkasteler Jahren gründlich an vielen Familien entdeckt.

Grundsätzlich waren es Leute, die von außen kamen und durch rücksichtsloses Geschäftsgebaren die alten eingesessenen Familien zu überflügeln pflegten. Ich schrieb damals humoristisch gefärbte Artikel unter dem Strich in der Kölnischen Zeitung unter der allgemeinen Überschrift „Aus Kunst, Wissenschaft und Leben“. Die Abschrift eines solchen Aufsatzes über dieses Thema kann ich hier einlegen.

Gemeindlich pflegten diese neuen Kaufleute einen riesigen Fleiß und eine große Betriebsamkeit zu entwickeln. In grellem Gegensatz dazu standen dann einige Nichtstuer.

### **Nichtstuer**

Diese bevölkerten das Gestade und hielten sich namentlich gerne an einem sonnigen Plätzchen an der Mosel vor dem Landratsamt auf. Hier konnten sie stundenlang beieinander stehen ohne ein Wort miteinander zu wechseln. Ein Onkel Hugo Thanisch, Vatersbruder meiner Bekannten, der in seinem früheren Leben ein scharfer Jäger und auch einmal ein bedeutender Bienenzüchter gewesen war, gehörte zu dieser Genossenschaft. Er war schon etwas bei Jahren und sah das Leben gelassen an. Er konnte gelegentlich von grimmem Humor sein. Als sein ältester Neffe, Anton Thanisch, mein Mitschüler, eine evangelisch Dame, die Tochter der Eheleute Hüßgen und geboren in Traben-Trarbach, heiratete und die Hochzeit einmal in einer katholischen und einmal in einer evangelischen Kirche vollzogen wurde, schlug er vor, nun auch in eine Synagoge zu gehen. Von dieser Hochzeit wurde noch jahrelang von einer echten Thanischhochzeit geredet, auf der alles heftig betrunken war.

Sein Genosse war ein alter Besitzer Gribeler, von stattlicher Körpergröße zeichnete er sich namentlich durch den Besitz einer unendlich weiten und großen Hose aus. Er bewohnte das stattliche alte kurfürstliche Zehnthaus, also sozusagen das alte kurfürstliche Finanzamt und brachte die meiste Zeit seines Lebens auf dem besagten Platze vor dem Landratsamt zu. Auf diesem Platze tummelten sich auch noch sonstige, teils zu Ehre und Reichtum gekommene, teils gestrandete und weniger mächtige Bürger der Stadt. Alle vertrugen sich untereinander aufs Beste.

## **Die Fresser**

Im allgemeinen wird in einem Lande, in dem der Wein eine ausschlaggebende Rolle spielt, auch gut gegessen. Viktor Hehn hat schon längst diese Beobachtung gemacht, sie traf auch auf Bernkastel zu. In der Tat wurde bei den meisten Bürgern recht gut gegessen. Viktor Hehn hat schon längst diese Beobachtung gemacht, sie traf auch auf Bernkastel zu. In der Tat wurde bei den meisten Bürgern recht gut gegessen. Darüber hinaus hatten es aber einige in solchen Küchengenüssen zu einer ungewöhnlichen Fertigkeit nach Menge und Güte gebracht. Dazu gehörten unter anderem Kollege Ernst Reineke, damals noch langer und dürrer Junggeselle aus dem Hannöverschen, genannt der letzte Romantiker. Das Gegenstück zu diesem war der zwar nicht kleine, aber sehr breite und gewichtige Assessor Schmitz, der aus einem alten Förstergeschlecht aus Trier stammte, ebenfalls Junggeselle. Der dritte im Bunde war Fränzchen Müller, „katholischer“ Kreisschulinspektor des Landkreises Bernkastel, dazu kam noch ein schwarzbebarteter Weinkommissionär, dessen Name mir entfallen ist. In der Bahnhofstraße befand sich dicht vor dem Staatsbahnhof linker Hand eine Kutscherkneipe, deren Wirtin eine frühere Köchin des Hotels „Zu den drei Königen“ von Gassen war. Diese konnte ausgezeichnet kochen und genoß als Lenchen Liell in diesem Punkte allerhand Ansehen im Städtchen. Jene bevölkerten das Herrenstübchen und sorgten dafür, daß zu jeder Jahreszeit die nötigen Essensvorräte vorhanden waren. So wurde im Frühjahr rechtzeitig erste Spargel von Oberrhein beschafft und selbst im Winter sorgte man für frisches Schweineschlachten. Zu letzterem war ich einmal zur Metzelsuppe eingeladen und fand diese so fett, daß ich mir nur mit Hülfe von mehreren Schnäpsen wieder auf die Beine helfen konnte. Unvergessen bleibt mir folgender Fall: Die Kollegen Reineke und Schmitz waren zusammen mit mir und meiner Frau von

der Frau des Amtsgerichtsrats Dr. Karl Winckler, Emma geborene Bender, zu einem einfachen Abendessen mit Reibekuchen eingeladen. Die Reibekuchen waren ganz köstlich und ich meine, ich hätte nie bessere gegessen. Wir sprachen dem Gericht fleißig zu und bekamen hinterher noch belegte Butterbrote. Reinecke und Schmitz waren schon bei den Reibekuchen durch eine etwas matte Beteiligung der Hausfrau aufgefallen, setzten aber bei den belegten Butterbrot ziemlich aus. Dies war so auffällig, daß die Hausfrau ordentlich beleidigt war und nach einigem Bohren den Grund des schwachen Appetits herausbekam: die beiden hatten in Erwartung des einfachen Abendessens sich zunächst bei Lenchen Liell eine ganze Gans braten lassen und diese zu zweit verzehrt. Frau Irma war mit Recht ordentlich beleidigt.

Eine tragische Wendung nahm diese übertriebene Eßsucht im Kriege. Fränzchen Müller, der wohlbeleibte Kreisschulinspektor, erlitt bei einem einfachen Spaziergang in der Gegend des Cueser Hafens einen Schlaganfall, fiel auf das Gesicht und erstickte. In seinem Nachlaß fanden sich alle Schubfächer voll von Würsten und Räucherwaren, von handhohem Schimmel bedeckt. Müller hatte sich vor der Hungersnot gefürchtet und seine Vorräte waren ihm förmlich über den Kopf gewachsen. Da er nicht kirchlich gesinnt war, wollte man ihn sang- und klanglos an der Kirchhofsmauer verscharren. Den Bemühungen seiner Freunde war es zu verdanken, daß unter Führung des evangelischen Geistlichen ein großes Begräbnis stattfand, an dem sogar einige katholische Geistliche in ihrer Eigenschaft als Ortsschulinspektoren teilnahmen. Es war ein dunkler Tag voll dicken nassen Nebels. Ich hatte mich dem Leichenbegängnis anfangs angeschlossen, war aber dann schleunigst wieder nach Hause geeilt, weil mit ein heftiger Hustenanfall überfiel und ich ernststen Schaden für meine damals recht schwache Lunge befürchtete.

## **Spitznamen**

Der lebenswürdige Brauch, seinen Mitmenschen sowohl wie den benachbarten Orten Spitznamen zu geben, blühte auch in Bernkastel. Da spazierte ein älterer Großweinhändler Wehr, der ob seiner riesigen Glatze den Beinamen „der Bleckes“ führte. Durch seine eifrige Propaganda für die damals noch ziemlich unbekannt Einrichtung des Postscheckkontos hatte er sich auch den Titel eines Postscheckrats erworben.

Gelegentlich eines Besuches des Dichters und Schauspielers Frank Wedekind in dem vom Wetter begünstigten Herbst 1915 hatte dieser mich, da ich öfters mich unter Berufung auf ein gesund zu führendes Leben beglückt hatte, den „Gesundleber“ getauft.

Die Bernkasteler nannten die Wittlicher die Säubrenner, vermutlich war bei ihnen der Brauch, eine geschlachtete Sau mit Strohfeuer abzubrennen, länger im Gebrauch geblieben, während andere schon dazu übergegangen waren, das angesottene Schwein mit dem Messer zu schaben. Weniger schön hießen die Graacher „Esel“, die Zeltinger „Reisfresser“ die Ürziger „Rotschwänze“, die Lösenicher „Schnälesplisser“, die Cueser „Schweden“. Infolge der engen Bebauungsweise der Stadt Bernkastel, die sich an einige schale und tief eingeschnittene Felsentäler preßte, war im Alteil der Stadt ein bedenklicher Mangel an Abtritten und ich habe es selbst aus Rechtsstreitigkeiten erfahren, daß sich einige Häuser mit gemeinsamen „stillen Örtchen“ behelfen mußten. Daher von alters her der Drang, sich der größeren Geschäfte einfach an der Straßenecke zu entledigen. Die Bernkasteler hießen daher die „Barescheißer“, d. h. die ihr Geschäft in der Hockstellung erledigten. In dem seltenen spritzigen Moselführer des früheren A.G.R. Bresgen, worin dieser manche Flurnamen umwandelte, befindet sich ein Abdruck eines höchst amüsanten Berichtes des Polizeibeamten Scubonius über diesen Straßenmißbrauch der „Berrekesseler“.

## **Jagd und Wein**

Ja, Mensch, was willst du eigentlich hier, wo du nicht trinkst und nicht auf die Jagd gehst? meinten meine Bonner Schulgenossen, die ich in Bernkastel wiederfand. Sie hatten so Unrecht nicht, ich ging aber in mich und beschritt den Weg der Besserung. Mein Magen konnte den „sauren“ Moselwein nicht vertragen. Oberförster Bauer, der aus Hessen stammte, mit der Zeit aber ein Kenner der Mosel, ihrer Bewohner, Weine und Wälder geworden war, gab mir da einen guten Rat: Trinken Sie keinen Wein, der jünger als drei Jahre ist, keinen, der billiger als drei Mark die Flasche kostet (dafür kaufte man 1910 eine gute Kreszenz) und nehmen Sie stets eine ganze, denn auf der halben Flasche gedeiht der Wein nicht. Ich habe den dreifachen Rat gewissenhaft befolgt und bin gut dabei gefahren. Die nächtliche Unruhe nach Weingenuß verlor sich, kein Haarweh am anderen Morgen und der Geschmack verbesserte sich. Im allgemeinen pflegte man in Bernkastel weniger bei Tisch als vielmehr nach

Tisch zu trinken. Dabei wurde der Wein schnell und oft gewechselt, was mir keinen Spaß machte. Ich trank lieber dieselbe Sorte über eine längere Zeit und so hatte sich bei Paul Thanisch der Brauch gebildet, mir schon gleich zu Anfang eine Flasche Bernkasteler Ley 1910 hinzustellen, aus der ich dann langsam und sicher mein bescheidenes Quantum zöppte. Helene beteiligte sich mit an dem raschen Wechsel und Probieren einer Reihe von verschiedenen Weinen, wobei sie gut lernte und bald als Kennerin mit guter Zunge galt, eine Sache, die einem besonderes Ansehen brachte.

Ich war verschiedentlich mit Paul Thanisch als einfacher Spaziergänger mit auf die Jagd gegangen und hatte dabei den seltsam prickelnden Reiz des Jagens kennen gelernt. Beim Aufenthalt auf der landschaftlich sehr schön gelegenen Jagdhütte bei Merscheid im Hunsrück hatte ich mich mit Ofeneinheizen, Backen frisch gefangener Forellen, Braten von Rehlebern und Ausbacken von tüchtigen Eierkuchen nützlich zu machen versucht und hatte dabei etwas den Jägern abgesehen. Ich wurde gern mit zu Jagdwanderungen, ja schließlich auch mit zur Pirsch genommen, man stellte ein Examen mit mir an: An einer blanken Buche wurde ein handbreites Stück Rinde ausgeschnitten, aus vierzig Meter Entfernung mußte ich mit der Büchse darauf zielen und traf genau in der Mitte. Kurz vor Weihnachten nahm man mich mit auf eine fernabgelegene Jagd, postierte mich an die Ecke eines Tannichts aufs freie Feld und gab mir eine Flinte in die Hand. Da ich ausgezeichnet höre, so wurde mir bald klar, daß sich leise ein Wesen näherte, man winkte mir noch unnötigerweise, ich aber verhielt mich mäuschenstill, bis der Hase gegen den Wind mir fast auf die Füße gelaufen kam. Dann erst legte ich an und er überschlug sich im Feuer und war mausetot. Ein riesiger Tannenbruch zierte den glückhaften Jäger und die Jagdbeute wurde seiner Frau in die Küche verehrt. Das war mein erster und letzter Schuß auf ein Wild. Pflichtgemäß beschaffte ich mir alsbald einen Jagdschein. Damit ging ich noch öfter mit auf die Jagd, hatte allerhand Erlebnisse, schoß aber nie mehr wieder. Nur einem solch grünen Neuling wie mir konnte passieren, daß ihm im Dämmerlicht eines verschneiten Wintertages eine Rotte von Jungsauen vor die Flinte kam, er aber nicht zum Schießen kam, weil er im Zweifel war, ob er sich auch diesseits der Grenze des Jagdreviers befand. Er zog also seine Karte heraus, stellte mühsam und umständlich fest, daß die Jagdgrenze hier mit einem scharfen Winkel weit über die Waldschneise hinausgeht und versucht dann erst, dem im Unterholz brechenden Wild näher zu kommen. Mittlerweile war es dunkel geworden, ein

kleiner Zweig knackte unter dem Stiefel des näher Schleichenden und die Schwarzkittel waren plötzlich wie weggeblasen.

Ein anderes Mal wird der „Jungschütze“ abseits in ein kleines Waldtälchen postiert. Dort ist es einsam und still, nur ganz von weitem bellt ein Hund. Bald erscheint ein Hirschjunges, ein allerliebstes Tier, das sich mit drolligen Sprüngen vergnügt. Der Jäger erhebt die Flinte, nimmt das Tier aufs Korn und hat gut zu Schuß, bald mal von vorne, bald mal von hinten, bald auch mal von der Seite. Er denkt aber nicht daran abzudrücken, das zierliche Wesen gefällt ihm zu gut. Da erscheint der kleine gelbe Jagdhund und treibt leise kläffend das Kalb, das mehr mit ihm zu spielen scheint. Jetzt erwacht die Jagdlust im Jäger und er faßt die Büchse schon fester, als ihm durch den Kopf blitzt: Triff den Hund und laß das Kalb aus und du bist für den Rest deines Lebens dem Spott und Gelächter ausgeliefert! Das lohnt die Sache nicht. Er sieht auf – und Kalb und Hund sind verschwunden zur Erleichterung des Jägers. Es ist ihm klar: Ein richtiger Jäger wird er nie werden! — Das war zur schönen Sommerszeit. Und wie war es im Winter?

Wir hatten in den heißen Federbetten des Jagdaufsehers Mayer in Merscheid geschlafen. Nach Mitternacht weckte der uns, wir standen sofort auf, kleideten uns im Dunkeln an, zogen ein weißes Hemd über und gingen los. Es lag ein unbestimmtes schwaches Licht in der Luft und es war ganz heimlich, in der unbewegten Luft zu marschieren. Im Walde verteilten wir uns, ich bekam einen Platz angewiesen hinter einem Schirm an einer Waldblöße, den ich auch richtig fand. Hier erlebte ich es zum anderen Male, daß sich eine Rotte Sauen näherte. Das nahe Brechen der Tiere war weniger heimlich, ich erhob mehrmals die Büchse, mußte aber jedesmal feststellen, daß ich nichts sehen konnte und ohne Ziel einfach ins Graue zu schießen, war natürlich Unsinn. Nach einiger Zeit, nachdem ich vergeblich gehofft hatte, die Sauen würden sich in der Blöße nähern, klang das Wühlen und Brechen der Rotte entfernter und war schon gar nicht mehr zu hören, als in anscheinend recht weiter Entfernung ein Schuß fiel, dem noch zwei weitere folgten. Ich wartete eine Weile und marschierte dann vorsichtig und leise durch den lockeren Schnee in der Richtung der Schüsse, hörte bald einen leisen Pfiff und wie aus dem Boden gewachsen steht der Jagdhüter unmittelbar vor mir, in dem hellen Hemd auf zwei Schritte nicht zu erkennen. Wir fanden schnell Paul Thanisch, der Schüsse auf ein durchgehendes

Rudel Hirsche abgegeben hatte und hoffte, einen geweihten getroffen zu haben. Es wurde eine Karbidsturlaterne angezündet, inzwischen war ziemlich dichter Nebel eingefallen und wir marschierten in eine Wolke wie in einem Ballen Watte. Der Nebel strahlte das Licht immer wieder zurück. Es war sehr phantastisch. Endlich fanden wir das Wild, auf ds schon mehrere Blutspuren hingedeutet hatten. Es war ein altes Gelttier. Der Geweihte war also gefehlt worden. Mayer brach das Tier auf und ich erinnere mich noch, daß er beim Ausziehen der Drossel auf den Rücken in den Schnee fiel. Seine Frau brachte einen kleinen Handwagen, auf dem wir das schwere Wild in das Dorf brachten. Wir schliefen uns dann aus und suchten andern Tags im trüben Licht nochmals die Stelle auf, wo das Wild gelegen hatte. Alles war am Tage unglaublich nüchtern und einfach, was wir in der Nacht als ganz phantastisch erlebt hatten. Anscheinend erfüllt die Phantasie des Menschen den undurchsichtigen Nebel mit einer Fülle erdachter Gestalten, so daß einem die Sache unheimlich phantastisch vorkommt. Das Wildbret erwies sich als ziemlich minderwertig und der Jagdherr überließ es den Bauern zur Verteilung durch Herrn Mayer. Diese nächtliche Jagd ist mir unauslöschlich im Gedächtnis geblieben. Ebenso fest in Erinnerung habe ich eine Situation aus dem Weltkriege, in der wir an einem Spätnachmittage in einem lockeren Gehölz standen und stundenlang schweres Geschützfeuer von der Westfront hörten. Es war der übliche Abendsegen, mit dem die Franzosen an jedem Frontabschnitt die Deutschen jeden Abend zu beunruhigen suchten. Ich hatte später keinen weiteren Jagdschein mehr genommen, gleichwohl hatte die einmalige Lösung eines solchen eine überraschende Folge im Weltkriege, an die niemand gedacht hätte. Eines Tages hieß es, es müssen Jagdkommandos gebildet werden und zu diesem Zwecke erhielten alle diejenigen, welche jemals in ihrem Leben einen Jagdschein hatten, Vorladungen vor das Bezirkskommando in Trier. Dort fand eine seltsame Musterung statt. Hier stand eine Gruppe von Forstbeamten, denen teilweise ein Bein oder ein Arm fehlte und die bis zur Entlassung dauernd beurlaubt waren. Dort stand eine Gruppe von verdächtig aussehenden Kerlen, denen man auf den ersten Blick ansah, das waren Wilderer. Eine andere Gruppe kennzeichnete sich als Herrenjäger. Zu diesen gehörte auch ich. Die Musterung geschah sehr oberflächlich. Ich war auf Grund einer früheren Ausmusterung für dauernd untauglich erklärt worden und nachdem durch ein besonderes Gesetz die so verhaßten „d.-U.-Leute“ nochmals einer Musterung unterworfen wurden, hatte ich auch diese Probe bestanden und war wieder für d. U. erklärt worden. Nun gab es eine Bestimmung, daß wer zweimal im Kriege für d. U. erklärt war, von



der Liste der Militärpflichtigen gestrichen wurde. Dies geschah auch mit mir. Ich wußte aber nichts davon und bekam es erst kurz vor Kriegsende zu wissen, als ich mich bei meiner Versetzung nach Rheinbach pflichtgemäß beim Bezirkskommando in Trier abgemeldet und in Bonn angemeldet hatte. So warf die Jagdtätigkeit noch ihre Reflexe bis in den Krieg hinein.

Durch den häufigen Verkehr auf der Jagdhütte, auf der ich auch schon einmal einige Tage ganz allein verbracht habe, ist mir mancher schöne Genuß erwachsen. Es ist eben ganz unvergleichlich, wenn man zur Sommerszeit morgens in aller Frühe vom Gurren der Waldtauben aus dem Schlafe geweckt wird und sich in einer einsamen Jagdhütte wiederfindet, in der man ganz auf sich gestellt und ohne jede menschliche Bedienung ist. Ich erinnere mich noch eines schönen Marsches an einem Regentag, wo ich, um eine Verbindung zu erreichen, erst einen weiten Umweg machen mußte. Unterwegs schauerte ich vor dem dichten Landregen in einem großen alten Heiligenhaus vor einem Dorfe, dessen Namen mir entfallen ist. Das geräumige Heiligenhaus wie einen überlebensgroßen Kruzifixus auf, der nahe der Erde drohend an der Wand stand und einen durchaus lebenswahren Eindruck machte. Nachher wies der Lauf der Flinte, die ich mir von Thanisch geliehen hatte, einen bösen Rostfleck auf. Und seitdem bin ich nicht mehr mit dem Schießgewehr marschiert.

In meiner Erinnerung sind am schönsten die im Winter, namentlich in den Kriegsjahren, die von der Polizei angeordneten Saujagden. Durch die Beunruhigung von der Westfront her hatte sich mancher Keiler und manche grobe Sau vom Ardennerwald her bis zum Hunsrück verlaufen. Sie erschienen dicht vor den Orten und selbst vor der Stadt Bernkastel. Da wurde denn alles, was irgendwie zu jagen vermochte, aufgeboden zur Treibjagd auf diese Unruhe- und Schadenstifter. Im Bernkasteler Hinterwald fand eine solche Jagd statt, an der einige Jäger teilnahmen. In dem großen Treiben waren über vierzig Sauen fest und trotzdem wurde keine einzige erlegt. Ich sah ganze Rotten von je acht Stück flüchten, die Schützen belegten sie mit Sperrfeuer, aber es nützte nichts. Bei dieser Gelegenheit habe ich kennen gelernt, ein wie kluges Tier die Wildsau ist. Bei einer anderen solchen Saujagd stand ich an der Ecke eines Waldabschnittes mit dichten Unterholz. Ich hörte genau, wie ein großes Tier sich darin vorsichtig bewegte, vermochte aber nichts zu sehen. Wiederholt wurden die Treiber und die Hunde hineingeschickt. Es zeigte sich aber nichts. Erst als die Jagd abgeblasen war und die Jäger mit geschultertem Gewehr

abzogen, brach ein mächtiger Keiler aus und brachte sich in Sicherheit. Ich bin überzeugt, daß er mich die ganze Zeit über beobachtet hatte. Bei einer anderen Gelegenheit gingen wir kurz vor die Stadt Bernkastel, ein Vetter von Thanisch, der Arzt Dr. med. Thünn ging mit und ließ sich zunächst den Mechanismus einer Repetierbüchse erklären. Eine Stunde darauf hatte er einen Keiler mit schönen Gewehren zwischen die beiden Lichter getroffen. Er ließ den Kopf präparieren und zeigte mit Stolz diese schöne Trophäe seiner ersten und letzten Jagd. Von diesem Keiler habe ich heute noch verschiedene Büschel der ganz groben Nackenhaare. Es ist erstaunlich, wie diese Haare stark und elastisch sind und sich nach oben wie eine kleine Baumkrone verzweigen. Sie dienen den Schustern als Nadel für ihre Pechdrähte.

Meine Frau hatte es herausbekommen, wie man auch das Fleisch von älteren Wildsäuen genießbar zubereiten konnte: Der Braten wurde einige Stunden gekocht und dann erst gebraten und dann meist erst kalt gegessen. Freilich schmeckt das Fleisch von einem etwa achtzigpfündigen Überläufer besser als von einem groben Keiler. Das schönste Stück sah ich gegen Ende des Weltkrieges einmal bei Thanischs hängen, es war ein ungeheuer großer rotbraun bis schwarz gefärbter langer Keiler, der ziemlich hoch auf den Läufen stand und von dem die Sage ging, er sei aus dem Argonnerwald herübergewechselt.

---

## **Die Steuern**

Das Steuerzahlen ist eine lästige Pflicht der Staatsbürger, die niemand gerne erfüllt. Jeder hat das Gefühl, mit den Steuerbehörden in einem ununterbrochenen Kampfe zu stehen. Dabei hat man das niederdrückende Gefühl der absoluten Unterlegenheit, solange man sich mit den gesetzlichen Vorschriften und der Arbeitsweise der Steuerbehörden nicht bekannt macht. Den meisten Menschen ist diese Materie ungewöhnlich widerwärtig und sie können sich zu ihrem Schaden nicht entschließen, sich näher damit zu befassen. Als junger Student fand mein Vater einen guten Weg, mich beizeiten mit diesen Fragen vertraut zu machen. Er hatte den Gedanken, zuviel Steuern zu zahlen und meinte, sein Sohn, der Recht studierte, müsse ihm davon helfen. Ich versuchte

ihm vergebens klar zu machen, daß wir auf der Universität nur die theoretischen Unterlagen, nicht aber die praktische Ausführung lernten. Um mir hieran Geschmack beizubringen, versprach er mir, alles dasjenige mir zukommen zu lassen, was ich ihm an Steuern ersparte. Da ich monatlich nur 25 Mark zu verzehren hatte, war diese Anregung sehr wertvoll für mich. Durch einen regen Verkehr mit dem städtischen Steuerassessor lernte ich allmählich die Geheimnisse des damaligen Einkommensteuergesetzes und die Bestimmungen über die Kommunalabgaben kennen. Damit konnte ich mir nicht nur manche Mark verdienen, sondern hatte auch in meiner späteren praktischen Tätigkeit als Richter und Rechtsberater einen gewissen Vorsprung gegenüber meinen Kollegen. Diesen war schon das Lesen eines Steuerzettels meist unmöglich und von den Privilegien der alten Beamten, die Beschränkung des Gemeindegelbes auf zwei Prozent des Beamteneinkommens und dergleichen Finessen hatte sie keine Ahnung. In Bernkastel pflegte ich diese Sache weiter und lernte einen Bürgermeistersekretär Kuntze von der Bürgermeisterei Lieser kennen, von dem ich die letzten Geheimnisse der Kommunalabgaben und der Einkommenszuschläge lernte. Eine große Rolle spielte dabei das sogenannte Forensaleinkommen. Mit dem Einkommen aus Grundbesitz konnte man nämlich nur von der Gemeinde herangezogen werden, in welcher der Grundbesitz belegen war. Bei der Ausrechnung der Steuervergünstigungen kam man dabei seltsamer Weise zu einer Rechnung mit halben Kindern. Gleich im Anfang hatte ich mit dem städtischen Steueramt in Bernkastel Differenzen, weil ich zu hoch veranlagt war. Ich führte die Ermäßigung durch, bis es schließlich dem Herrn Stadtbürgermeister zu bunt wurde und er mich zu einer Klage beim Bezirksausschuß drängte. Ich hatte dies vorausgesehen, mir bei der Stadtverwaltung deren beiden Kommentare zum Kommunalabgabengesetz entliehen und in einer Gerichtsschreibschublade eingeschlossen. Erst nach dem Prozeß fanden sich diese Bücher wieder. Nicht nur den Prozeß gewann ich, sondern auch noch eine Wette, die der etwas übermütige Bürgermeister mit mir persönlich abgeschlossen hatte. Als Steuerberater gewann ich an Ansehen und manche Flasche Wein wurde aus Erträgnissen dieser Steuerberatung getrunken. Die Sache griff um sich und der Bürgermeister bat mich schließlich selbst um Rat, da seine Steuereinnahmen stark schrumpften. Ich stellte fest, daß er auswärts wohnende Steuerpflichtige gar nicht zu den Gemeindegelbes herangezogen hatte. So z. B. das größte Weingut im Stadtbezirk von Bernkastel, das einer Firma Deinhardt in Koblenz gehörte. Deren Inhaber, Kommerzienrat Wegeler in Koblenz wird wenig

angenehm überrascht gewesen sein, als die Bernkasteler Steuerfreiheit ein Ende hatte. Der Bürgermeister war aber ganz Freund mit mir, denn er hatte nachher mehr Geld in der Stadtkasse als vorher. Ich habe mich auch späterhin noch oft im Leben gewundert, wie wenig die Leute geneigt sind, sich mit ihren eigenen Steuerfragen näher zu befassen.

---

## **Von den Bienen**

In dem trefflichen Bürgermeistersekretär Kuntze lernte ich erfahrenen und begeisterten Imker kennen. Auf sein Zureden entschloß ich mich, auch Imker zu werden. Kollege Winkler war von seiner Vaterseite bereits zum Imker erzogen worden und machte sich einen Spaß daraus, mit mir die Imkerei gemeinschaftlich zu betreiben. In der Erinnerung ist mir noch ein gemeinschaftlicher Marsch, wenn ich nicht irre, von Ürzig aus nach Bausendorf zum Erwerb von Bienenzuchtvölkern in Strohkörben. Wir hatten eine recht lange Strecke zu marschieren und verkürzten uns die Zeit durch muntere Unterhaltung und Butterbrotessen. Dabei stellte sich die Tatsache heraus, daß wir beide von unseren Frauen alle mitgenommenen Brötchen mit Leberwurst belegt erhalten hatten. Ich hatte mir eingebildet, das Leberwurstessen sei ein besonderes Kennzeichen der Stadt Bönnschen Bevölkerung. Ich mußte hierbei aber erfahren, daß auch andere Rheinländer dem Genuß von Leberwurst in hohem Maße huldigen. Der Kauf der Bienen fiel zur Zufriedenheit aus und in einem Winkel des von Dr. Nathan Wolf gepachteten Gartens wurde zunächst ein einfaches offenes Gestell mit einem Dach errichtet, auf dem diese Körbe ihren Platz fanden. Es dauerte nicht lange, so wurden diese Körbe durch Holzbauten ersetzt. Diese wiesen die Maße des elsässisch-lothringischen Vereinsbienenkastens auf. Kuntze hatte alle zum Bau eines solchen Kastens erforderlichen Holzteile genau maßstäblich vorgezeichnet und bei einem Schreiner in Massenauftrag gegeben. Die Folge war, daß man sich daraus einen Bienenkasten zurechtzimmern konnte, der sehr viel exakter und schöner war, als ein solcher, den man selbst aus der Hand gefertigt hatte. Die Bienen brauchten da nicht erst alle Ritzen und Spalten zu bekleben, sondern es war alles schön dicht und schloß besser. Die Bienenzucht hat mir dann lange Jahre viel Arbeit und Freude gemacht und auch viel Nutzen gebracht. Vor allem erwies sie sich als sehr nützlich in den langen Kriegsjahren, namentlich für die Ernährung unserer Kinder. Die sieben Bienenvölker brachten bei guter Tracht, d. h. wenn

die Wiesen bei langem Sonnenschein gehörig blühten, einen ganz ansehnlichen Ertrag. Auf einer Tagung des Rheinischen Bienenzuchtvereins in Bonn lernte ich eine Reihe Vereinsvorsitzender, meist Lehrer kennen, welche durchweg tüchtige Bienenzüchter waren. Sie hatten mitunter mehr Einkommen aus der Bienenzucht als aus ihrem Lehrerberuf. Die Bienenzuchtvereine waren im Rheinischen Bienenzuchtverband zusammengefaßt, dieser hatte einen großen Vereinsbienenstand in Bonn und einen Geschäftsführer namens Welter – genannt der Bienenwelter.

Die Beschäftigung mit Bienen war früher auch schon einmal in Bernkastel mode gewesen und der Onkel Jakob Thanisch war in früherer Zeit auch ein großer Bienenwirt gewesen. Er hatte seinen Neffen Thanisch nicht nur in Jagd, sondern auch in Bienenbehandlung unterrichtet und es war gar kein einfacher oder schmerzloser Lehrgang gewesen.

Mit Winkler baute ich zusammen ein geräumiges schönes Bienenhaus. Zum Schleudern liehen wir uns anfangs eine Schleudermaschine, später schaffte ich eine solche für mich selbst an. Mit der Zeit fand ich überhaupt, daß alles einfacher ist, wenn man vollständig alleine wirtschaftet und nicht an einen Vertragsgenossen gebunden ist. Bei dem glorreichen Wegzug, den ich gegen Kriegsende bei meiner Versetzung nach Rheinbach unternahm, ließ ich das Bienenhaus in Bernkastel an Winkler zurück. In Rheinbach baute ich mir ein neues Bienenhaus mit Hilfe eines Zuchthausgefangenen. Dies war gleich von vornherein zum Auseinandernehmen eingerichtet. Es hat dann 1920 den Umzug nach Bonn mitgemacht und stand noch einige Zeit bei meiner Mutter im Garten am Hause Bachstraße 60. Dort imkerte ich noch, während ich gleichzeitig in Köln arbeiten ging. Dieser Zustand ließ sich auf die Dauer nicht halten und so suchte ich das Bienenhaus mit seinen Insassen loszuwerden und vertauschte es schließlich gegen Halbedelsteine an einen in der Entwertungszeit reich gewordenen Juwelenhändler Falz aus dem Birkenfeldischen.

Ich hatte die Kinder von vornherein daran gewöhnt, sich nicht in der Nähe des Bienenhauses aufzuhalten. Nur ein einziges Mal erinnere ich mich, daß Herta in der Nähe des Bienenhauses einen Stich in die Lippe erhielt. Ich konnte rechtzeitig den Stachel entfernen und die frische Wunde gleich mit einer Jodseife einreiben, so daß der Schmerz bald schwand und gar keine Schwellung erfolgte. Ich selbst mußte mich gegen Bienenstiche in Acht nehmen, weil bei

mir dann ganz unverhältnismäßige Anschwellungen kamen, die zwar bald wieder verschwanden, aber mir das Gesicht völlig verunstalteten. Ich hatte mir daher nach eigenem Entwurf einen Bienenhelm konstruiert, er bestand aus zwei Weidenringen und einer Hülle aus Fliegenmaschendraht. Vorne war ein Leder mit einem Kreuzschnitt zum Durchstecken der Pfeife angenäht, die Schultern waren mit einem langen Schulterkragen versehen, den ich unter die Weste einsteckte. Abends kam es oft genug vor, daß, wenn ich am Tage bei den Bienen gearbeitet hatte, beim Ausziehen ein verirrtes Bienchen ins Schlafzimmer brummte. Zum Imkern bediente ich mich der Lederhandschuhe, aber die Bienen verstanden es glänzend, wenn sie einmal gereizt waren, auch durch das Handschuhleder in die Fingerspitzen zu stechen. Der Schmerz war manchmal rasend, mußte aber standhaft verbissen werden, um keine Unvorsichtigkeiten zu begehen.

Die ausgedehnten Weinbauflächen brachten den Bienen nichts. Die Wiesen wurden nach Schluß des ersten Drittels im Juni gemäht, vorher waren sie sehr ergiebig. Die ganze Zucht drehte sich darum, um diese Zeit starke Völker zu haben, die nicht schwärmten. Zu diesem Zwecke begaben wir uns im Herbst meist zu mehreren auf die Fahrt in Hunsrückdörfer und besuchten die Bauern, die nach alter Manier imkerten. Sie hielten die Bienen in Körben und wogen diese im Herbst ab, um zu entscheiden, welche Völker „geschlachtet“ wurden. Dieses erfolgte durch Abschweifeln, wobei die Bienen zugrunde gingen. Wir ersparten ihnen diese Prozedur, indem wir die schlachtreifen Stöcke abtrommelten. Auf den Korb wurde ein anderer gesetzt und die Bienen wurden durch langsames Abklopfen von unten her allmählich in den aufgestülpten leeren Korb getrieben, dann wurde ein Brett untergeschoben und die Bienen wurden betäubt. Zu diesem Zwecke hatten wir uns im Wald einen kindskopfgroßen Bovist geholt und getrocknet. Damit entwickelten wir Rauch, den wir in den Bienenkorb bliesen. Man durfte sie nicht zu lange betäuben, sonst streckten sie den Rüssel weit heraus und starben. Das betäubte Volk wurde schnell auf ein ausgebreitetes Tuch geschüttelt, mit einer Hühnerfeder wurde die Königin herausgeholt und in besonderes Gewahrsam gesetzt. Dann konnte man nach Belieben mehrere der abgetrommelten Völker vereinigen und in einen Kasten zusammensperren. Diese Transportkästen mußten besonders gut versperrt werden, denn auf der Heimfahrt kamen die Bienen wieder zu sich und fingen gewaltig an zu brummen. Wären sie losgekommen, so hätte es leicht ein Unglück geben können. Gottlob ist niemals etwas geschehen. Einmal hatte ich

es so eingerichtet, daß uns Kreisarzt Dr. Lehmann mit seinem Zweispänner von einer solchen Trommelfahrt abholte und die Bienenkästen dabei mitnahm. Er hat nicht wenig Angst dabei ausgestanden, aber die Kästen hielten zu. Wenn wir mit den Bienen glücklich zu Hause waren, wurden diese an einen kühlen Ort gestellt und bald darauf ein starkes Volk daraus zusammengestellt mit einer jungen Königin. Dieses wurde dann gut eingefüttert und konnte im Frühjahr als ein starkes Volk die Tracht gut ausnützen.

Später wurde das Abtrommeln der Bienen durch Einkauf von sogenannten nackten Bienenvölkern aus der Lüneburger Heide ersetzt. Dieser Kauf nahm einen solchen Umfang an, daß schließlich ganze Waggon voll solcher Bienenvölker transportiert wurden.

Der Rheinische Bienenzuchtverein hatte auch eine Einrichtung getroffen, mit der man mittels eines nächtlichen Extrazuges die Bienenstöcke in einen Bieneneilzug bringen und nach Holland auf die Heide stellen lassen konnte. Ein Bauer sorgte dafür, daß die Bienen nach Ankunft auf Schubkarren an einen geschützten Platz auf der Heide gebracht wurden. Mitunter wurde pro Volk bis zu dreißig Pfund Honig auf einer solchen Spätsommerreise aus der Tracht der Heideblumen erzielt. Mitunter machten sich auch einige Imker das Vergnügen, an einem Sonntage ihre fleißig arbeitenden Völker zu besuchen und sich von ihrem Wohlergehen zu überzeugen. Es waren damals herrliche Zeiten für einen Imker. Nur war es nicht ganz einfach, den Heidehonig aus den Waben zu kriegen, denn er löste sich sehr schlecht. Wollte man ihn herausbekommen, so bediente man sich der Honiglösemaschine, in der mit großen losen Nadeln jede einzelne Zelle angestochen wurde. Am einfachsten aber war es, man verzehrte diesen Heidehonig als Wabenhonig oder man beließ ihn den Bienen als Winterfutter.

Die ganze Bienenzucht machte nicht unerhebliche Arbeit. In dem Herbst war man froh, wenn man seine Völker mit dem grauen unvergällten zollfreien Zucker eingefüttert hatte, der den Imkern hierfür besonders zur Verfügung gestellt wurde.

## **Wachsmotten**

Um den Bienen den Bau der Waben zu erleichtern, wurden die Rähmchen mit Kunstwaben versehen. Solche wurden in besonderen Fabriken massenhaft hergestellt. Die Bienen sind sehr wählerisch und lassen sich durchaus nicht betrügen durch irgendwelche Zusätze von Ersatzwachsen. Solche Waben nehmen sie nicht an und bauen darauf nicht. Durch längeren Gebrauch werden die Waben dunkel, sie müssen luftig aufbewahrt und von Zeit zu Zeit geschwefelt werden. Gar zu leicht nistet sich auch eine weiße Wachsmotte darin ein, deren Raupe das Wachs verzehrt. Diese brachte mich auf den Gedanken, daß diese Wachsmottenlarve in ihrem Verdauungsapparat ein Sekret entwickeln müßten, welches imstande ist, das sonst allen Angriffen widersteht. Da der Tuberkelbazillus und der Lepraerreger eine feine Wachshaut als ihren Panzer tragen, so gedachte ich der Wissenschaft einen Dienst zu tun, indem ich meinen Freund Professor Gerhartz darauf aufmerksam machte und ihm eine größere Menge fette Wachsmottenlarven lieferte. Er hat auch eine große Menge Versuche damit angestellt, leider ohne Ergebnis. Bei seiner Forschung stellte er fest, daß in Frankreich schon einmal ein Arzt auf denselben Gedanken gekommen war und ebenfalls zahlreiche Untersuchungen, leider auch ohne Ergebnis, angestellt hatte. Uns als Praktikern war bekannt, daß die Wachsmotten niemals ganz reines frisches Wachs angriffen, sondern immer nur in altem, sogenanntem Raaß zu finden waren, d. h. in Waben, die schon länger gebraucht und bräunlich bis schwarz geworden waren. Vermutlich erleidet das Wachs hierbei eine gewisse Veränderung, welche es diesen Tierchen erst verdaulich macht.

Die Bienen holen von jeder Blume Honig und Pollen ein, gleichviel ob dieselben giftig sind oder nicht. Auch ist ihnen die Farbe des Honigs gleichgültig. Von den gelbblühenden Rapsfeldern gibt es einen schneeweißen Honig, der sehr bald fest wird und das Aussehen von Schweineschmalz hat. Die Gewürzpflanze Borretsch blüht das ganze Jahr mit kleinen blauen Blumen, die stets Nektar tragen. Der Honig daraus gewinnt seltsamerweise das Aussehen von Karrenschmiere. Reiner Honig davon hat sogar eine grünschillernde Oberfläche, wie irgendein Schwerödestillat. Dieses Aussehens wegen ist er unverkäuflich und die Bienenväter hüten sich, übermäßig viel Borretsch in erreichbarer Nähe ihres Bienenstandes zu haben. Ich selbst hatte einmal einen ganzen Garten voll davon gesät und die Folge war, wir bekamen in allen Honig dunkelfarbige



Streifen. Da wir ihn nicht verkauften, sondern selbst verzehrten, war uns dies gleichgültig. Aber der ganz schwarze mit der grünlich schillernden Oberfläche wurde selbst von uns mit Roggenmehl verbacken.

Es gibt viele Imker unter den Bahnangestellten und die Eisenbahnverwaltung begünstigt das Imkern sehr. Diese Angestellten sorgen dafür, daß die Bahndämme mit honigbringenden Pflanzen besät sind. Einen originellen Gedanken hatte ein ländlicher Imker, der in Longkamp im Hunsrück wohnte. Er hatte den einige hundert Meter von seinem Bienenstand entfernten Gemeindefriedhof mit riesig wucherndem Riesenhonigklee bepflanzt und bezog so seine Honigbeute von den Toten. Überall waren die Imker bestrebt, die Landwirte zum Anbau von solchen Pflanzen zu interessieren, deren Blüten Honig brachten, z. B. Raps, Fazelien.

Das ganze Bienenwesen war ungemein interessant. Das Leben der Bienen und ihre interessanten Geschlechtsbestimmungen sind für jeden Naturforscher von großem Interesse. An bayrischen Universitäten gibt es sogar Lehrstühle für Bienen.

Ich habe mir oft geträumt, ich würde im Alter, wenn ich nichts zu tun hätte, wieder zur Bienenzucht zurückkehren und meine Zeit dann fast ohne Unterbrechung am Bienenkorb zubringen. Es besteht wenig Aussicht dazu, daß dies einmal Wirklichkeit wird. Immerhin ist es durchaus nicht unmöglich, selbst in einer Stadt wie Bonn Bienen zu halten. Vorausgesetzt, daß man einen geeigneten Garten dazu hat. In den städtischen Gärten und Anlagen werden nämlich eine Unmasse Stauden und Blumen gezogen, die das ganze Sommervierteljahr hindurch blühen.

### Teil 3: In Bernkastel in der Zeit den Ersten Weltkriegs

#### **Die soziologische Schichtung des Weinstädtchens**

Den obersten Rang nahmen die Weingutsbesitzer ein. Der größte, die Firma Deinhart in Koblenz spielte keine Rolle, da der Inhaber, Geheimer Kommerzienrat Wegeler, in Koblenz wohnte. Die angesehensten am Platze waren zwei Witwen Thanisch, zwei Schwestern Liell, die zwei Brüder Anton und Dr. Hugo Thanisch geheiratet hatten. Die drei Söhne des ersteren, Anton, Hugo und Paul, waren mir als Mitschüler vom Bonner Königlichen Gymnasium bekannt und z. T. befreundet. Ihr Vetter, Tünn Schmitz, war gleichfalls unser Mitschüler. Sein Vater war ein tüchtiger und geachteter Arzt. Von seiner Frau her, gleichfalls einer geborenen Liell, besaß er einen ansehnlichen Weinbesitz und kelterte namentlich im Rosenberg einen guten Tropfen. Als Arzt war er sehr beliebt, zog mit besonderer Gewandtheit trotz einem Zahnarzt den festsitzenden Backenzahn und verordnete dem Kranken gern ein Glas guten Weines in allen Lebenslagen. Er selbst trank den Wein aus feingeschliffenem Glase und auch den Gästen wurde er in solchem Gefäße eingeschenkt. Seinem Neffen Hugo Thanisch waren diese „Nippgläschen“ zu klein und er ließ sich stets zwei davon geben und trank beide stets hintereinander leer. Die Mutter Schmitz war in solchen Fällen nicht dazu zu bewegen, sich auch gemütlich mit an den Tisch zu setzen Zimmer herum und bediente Mann, Sohn und Gäste aufs Eifrigste. Alle waren daran gewöhnt, machten sich nichts daraus und bald war es einem selbst auch gleichgültig. Wie es bei Damengesellschaften mit ihr der Fall war, habe ich nicht erfahren, vermutlich nicht anders. Wir nannten sie höchst undankbar die „Brummfliege“. Der Sohn, mein Freund „Tünn“, hatte sich in einem Krankenhaus bei einer Trachotymie durch Ausaugen der Wunde eine schwere Blut- und Nierenvergiftung zugezogen, mußte sich lange Zeit ganz still halten und fast ausschließlich von Milchspeisen ernähren. In jener Zeit besuchte ich ihn oft und lernte ihn näher kennen und schätzen. Er besaß auch manche Kenntnisse und Interessen auf naturwissenschaftlichem und allgemein menschlichem Gebiete. Merkwürdig war seine Verlobung mit Fräulein Lilly Dick, der späteren Frau meines Freundes Sondag. Erst ließ sich alles ganz schön an. Ich machte noch mit dem Brautpaar einen Autoausflug nach Idar. Wir besahen uns mit großem Interesse das Museum dort mit den vielen geschnittenen und geschliffenen Steinen. Einer besonders schönen Kugel aus Bergkristall ich mich

noch. Mit dem Herrn vom Museum kam ich hierüber in ein Gespräch und gedachte der schönen Kristallkugel, die ich als Student in Dresden im Grünen Gewölbe gesehen hatte. Sie stammte aus der Beute, welche die Schweizer Herzog Karl dem Kühnen in der Schlacht von Murten abgenommen und später dem Kurfürsten von Sachsen verkauft hatten. Ich kaufte damals für meine Frau eine einfache nette blaue Halskette aus gefärbtem Jaspis, auch deutschem Lapislazuli genannt. Schmitz kaufte seiner Braut etwas ähnliches, worüber diese ein wenig enttäuscht war, denn sie hatte auf ein wesentlich größeres Schmuckstück gehofft. Schmitz aber war von Hause aus zur Sparsamkeit erzogen und die Braut machte den Fehler, alles zu großartig haben zu wollen, beeinflußt ohne Zweifel von der Emmi Thanisch, der Frau von Paul, die allerdings in seiner opulenten Moselvilla einen Haushalt ziemlich großen Stils führte. Ob Schmitz nun Bedenken ob der Kostspieligkeit seinen künftigen Haushaltes bekam oder was sonst der Grund war, eines Tages war Fräulein Dick fort und die Verlobung beendet und nach Walter Thanischs Ausdruck sein Vetter Tünn noch soeben einmal seinem drohenden Verhängnis entgangen! Schade drum, denn er lebte nicht allzu lange mehr und wer weiß, ob er bei einer ruhigeren Lebensweise nicht doch noch viel älter hätte werden können? Heute ist die Familie Schmitz ganz ausgestorben, das Vermögen ist an Verwandte Berres in Ürzig vererbt und ich freute mich zu hören, daß sie auch etwas der Schwägerin, Frau Liell, vermacht hatten.

---

### **Familie Thanisch**

Von den beiden Brüdern Anton und Hugo, die vor 1910 verstorben waren, weiß ich nur vom Hörensagen, daß der ältere, Anton, an Alkohol zu Grunde ging und daß der jüngere, um bei einer lebhaften Unterhaltung am Biertisch auch einmal zu Wort zu kommen, mit dem Revolver in den Tisch schoß. Ein origineller Mensch muß deren Mutter gewesen sein: Schön, klug, geistreich und eine der reichsten Erbinnen an der Mosel, entwickelte sie ihre Befähigung zur Unterhaltung und Vermehrung des Familienbesitzes derart einseitig, daß sie ihre Kinder in spartanischer Sparsamkeit erzog und um schließlich im Alter zu einem förmlichen Geizkragen zu werden. Hiervon erzählen böse Zungen dann bare Unmöglichkeiten: Sie habe jahrelang in Bonn auf einer ärmlichen Dachkammer gehaust, eine ganz arme Frau gespielt, um zu Schluß auf der Reise in einem Abteil III. Klasse zu erkranken und in einem Armenhause ihr Leben

auszuhauchen. Seltsame Menschenwege!

Ihr Sohn Jakob sagte als alter Mann über ihren Geisteszustand als Zeuge vor Gericht: Nein, von einer geistigen Schwäche kann bei ihr keine Rede sein, sie war für und Kinder zwar eine wahre Rabenmutter, aber an Schärfe des Verstandes übertraf sie uns alle! – Es ging die Sage, sie habe den Kindern keine Butter aufs Brot gegönnt und aus eigener Beobachtung weiß ich, daß ihre Enkel keine Butter aufs Brot mochten. Aber diese Gewohnheit kann auch andere Ursachen gehabt haben. Die Enkel waren jedenfalls eher geneigt, das Leben sich nach der genußreichen Seite zu gestalten und ich habe manche vergnügte Stunde mit ihnen verbracht.

Heute ist die Familie Anton Thanisch bis auf eine Tochter meines Mitschülers Anton (aus seiner Ehe mit der Tochter Alice des Weingutsbesitzers Hüsgen in Traben-Trarbach und seiner Frau geborene Böcking) völlig ausgestorben und die Gräber angeblich schon verwahrlost. Das große Weingut hat der inzwischen schon verstorbene Zacharias Bergweiler aus Wehlen erworben.

Schon in früherer Zeit hatte es Deinhard verstanden, eine besonders schöne Zinke aus des Thanischschen Weingutes herauszuberechnen. Überall in der Welt war die Bezeichnung „Doktor“ für Wein niedergekämpft worden und nun klagte Deinhard gegen Anton Thanisch wegen Unterlassung dieser Bezeichnung für das Wachstum aus ihrer Doktorlage. Der Prozeß war dem damaligen Landrichter Dr. Thanisch unangenehm. Er endete damit, daß Thanischs ihren Doktorweinberg mit Felsenkeller an Deinhard verkauften. Dieser nannte natürlich den Wein daraus jetzt „Doktor“ und setzte es außerdem durch, daß durch ein Ortsstatut die Bezeichnung „Doktor“ ausgedehnt wurde und nun eine viel größere Grundfläche umfaßte. Ich habe damals die Eintragung dieser Flurnamensänderung im Grundbuch bewirkt. Dieser Name ist ein Unikum, lediglich in der unmittelbaren Umgebung des Ortes Mülheim/Mosel gibt es eine Bezeichnung „Doctorey“. Die Flur eignet sich aber nicht zum Anbau von Weinreben. Auf den Gedanken scheint auch noch niemand gekommen zu sein. –

Es herrschte gar keine Freundschaft zwischen den Thanisch-Jägern und den Königlichen Förstern und Jägern. Man ärgerte sich gegenseitig, wo man nur konnte, auch wurden gelegentlich kleinere Jagdfrevel verübt und zur Anzeige gebracht, kurz, es herrschte ein ununterbrochener Kleinkrieg. Daher auch meine ängstliche Grenzfeststellung damals bei der abendlichen Saupirsch. – Eines

Tages sehe ich das Auto von Walter Thanisch in rasendem Tempo mit einem starken „Geweihten“ nach Hause fahren. Bald darauf verbreitete sich die Kunde, der Hirsch sei im Königlichen niedergegangen, von den Jägern dann in das Jagdgebiet von Thanisch geschleppt worden, wobei man vergeblich die Spuren zu verwischen getrachtet habe usw.

Jedenfalls hatte Kollege Winckler bald darauf die wenig angenehme dienstliche Aufgabe, bei Walther Thanisch die bereits als goldene Vorstecknadel gefaßten ungewöhnlich schönen Grandeln und das Geweih des Hirsches beschlagnahmen zu müssen. Was später in der Sache erfolgte, weiß ich nicht mehr.

Auch Hugo hatte mal was zusammen mit einem Arzt Dr. Kettenhofen. Sie waren aus dem Auto gesprungen und hatten geschossen, wo sie es nicht durften. Anzeigen und Strafen blieben nicht aus und es schwebte öfters die Drohung mit dem Entzug des Jagdscheines. Das alles war der üblen Lehre des Onkels Jacob zu verdanken, der schon ein recht wilder Jäger gewesen sein muß.

(Bei Dr. Schmitz ist nachzutragen: Der Nachlaß ging an Ehses in Zeltingen, Familie der Mutter des alten Schmitz.)

---

## **Politische Macht**

Erst nachträglich ist mir eingefallen, daß die Besitzerfamilien wenig oder so gut wie gar keinen politischen Einfluß ausübten. Sogar kommunalpolitisch verhielten sie sich ziemlich passiv und der Stadtbürgermeister muß im allgemeinen ein bequemes und geruhames Leben dort geführt haben, wozu allerdings sein Äußeres sehr gut paßte: Der vollendete rundbäuchige Philister mit weinrotem Gesicht, ganz das Modell zu einem weinseligen Moselbild mit Zechern, als welcher er auch auf einem bekannten Gemälde dargestellt ist. In der Stadt herrschte ziemlich unangefochten das Zentrum, nach außen vertreten durch den Reichstagsabgeordneten Jakob Astor, Bruder des Notars, der mit seiner Frau eine sehr kinderreiche Familie bildete und ein gutgehendes Textilwarengeschäft betrieb. Waren diese beiden schon verträgliche Leute, so dies noch mehr ein Weingutsbesitzer Christian Veltin, der den preußischen

Landtagsabgeordneten machte: Er beschränkte sich ganz auf das Kinderkriegen! — Unter der Asche aber glimmte es und gelegentlich gab es auch ein bißchen Rauch und Feuer: Es war schon recht verdrießlich, daß von vier Richtern einer Jude, zwei Protestanten und der vierte nur ein „Margarinekatholik“ war, der eine evangelische Frau hatte und seine Kinder evangelisch erziehen ließ. Schlimm aber war es, daß von drei Bürgermeistern zwei Protestanten waren, dazu der Landrat, der Oberförster, der Kreisarzt und wer weiß noch wer alles protestantisch war! – Da mußte einmal Ordnung geschaffen werden und als gleich zwei Amtsrichterstellen frei wurden, erscholl in der Kölnischen Volkszeitung der Ruf nach Parität mit dem überraschenden Ergebnis, daß der Protestant Reineke und der obgemeldete „Margarinekatholik“ Rech zu Amtsrichtern wurden.

## **Modernisten**

Auf eine Anordnung der Kurie mußten sämtliche Geistliche es abschwören, daß sie Modernisten seien. . Manchem ist dieser Eid sauer zu schwören gewesen, denn nicht alle haben die Auffassung, „den Eid möchte ich sehen, den ich nicht leisten kann!“ Einige schworen ihn auch nie. Die Klerikalen hatten einen Jesuiten kommen lassen, der mehrere langatmige Vorträge über den Modernismus hielt. Als Gegenstück ließ RA Schönberg einen waschechten Modernisten in der Person des Professor Schnitzer aus Würzburg kommen, der aus einem Theologieprofessor zu einem Philosophieprofessor geworden war. Das war ein Stich ins Wespennest. Sofort arbeitete die Klerisei mit geistigen Argumenten! Zunächst versuchte man, den Rednersaal abzutreiben. Es mißlang natürlich gegen Anwalt und Gericht und die Versammlung fand unter dem „Vorsitz“ des Gerichtsvollziehers statt. Es lag eine merkwürdige Stimmung über dieser sehr gemischten Versammlung: Vorne links in der Ecke saßen in einem schwarzen Klumpen die Geistlichen unter der Führung des blonden Bernkasteler Dechanten, der vor zorniger Erregung leise stöhnte. Man hatte sich eine Hülfe vom Seminar in Trier verschrieben, die später in der anschließenden Diskussion auftrat. Schnitzer hielt in aller Ruhe seinen gediegenen Vortrag, in dem alle Sünden und Moritaten zur Erlangung des päpstlichen Primats des Bischofs von Rom säuberlich aufgeführt waren. Dem kirchengeschichtlich gebildeten nichts Neues, um so mehr aber den staunenden Bernkastelern. Im Übrigen kam mir der Redner ähnlich wie jedes andere Päßfchen und ich konnte ihn nach kurzer Zeit

trefflich nachmachen. Er sprach sein Sprüchlein wie ein kleiner Pastor. Nach Beendigung seiner Rede wurde eine Diskussion eröffnet, die von den Trierer Klerikern geführt wurde und sich alsbald in ein theologisches Gezänk verlor. Es langweilte mich und ich ging hinaus zum Bierhaus Lauer. Dort saßen die Neumalneunklugen, welche nicht gewagt hatten, in die Versammlung hineinzugehen. Ihr Hauptvertreter war Apotheker Stöck, der mir gruselig machen wollte, weil die weitgehenden Folgen dieser religiöse Sturm haben würde. Ich meinte, es würde für kurze Zeit nur den Bierkonsum heben und sich im übrigen bald verlaufen. Die Sache hatte noch ein Nachspiel: Professor Schnitzer gab eine Broschüre heraus mit der Wiedergabe seiner Rede. In der Einleitung hieß es, er habe auf einer Reise in China eine riesige Mauer zum Schutz gegen die Tartaren gesehen, eine viel größere Mauer habe er aber im Trierer und Bernkasteler Bezirk auf geistig-religiösem Gebiete vorgefunden. Die Klerisei wollte erst eine Beleidigungsklage anstrengen, unterließ dies aber und statt dessen erschien eine dicke und langatmige Broschüre des Rektor Neyses vom Cueser Hospital, der ein guter Bekannter von mir und ein harmloser Mann war. Damit verlief sich die Sache im Sande. Die Kölnische Zeitung brachte in einem etwas spöttischen Ton einen handlosen Artikel in der die Rede war von jugendlichen Brauseköpfen. Immerhin wirkten eine ganze Menge von Gedanken aus der Rede von Schnitzer noch eine Zeit lang bei manchen klugen und gebildeten Leuten nach, bis sich schließlich wieder alles beruhigte. Fränzchen Müller zitierte Hutten: Es ist eine Lust zu leben. Wie alle Dinge im Rheinland wurde die Sache von vielen nicht recht ernst genommen und bot manchen Anlaß zur Erheiterung. (Zum gleichen Thema folgt noch ein Nachtrag ca. 60 Zeilen weiter unten.)

Im übrigen war das geistige Leben in Bernkastel recht bescheiden. Ganz im Gegensatz zu Traben-Trarbach, wo schon das Vollgymnasium und die protestantische Konfession der Einwohner einen ganz anderen Ton angab. Dort gab es wirklich gebildete Lese- und Sprachenkränzchen und in der Gesellschaft ging das allgemeine Niveau der Unterhaltung wesentlich weiter als über Trinken und Jagd, worauf sie sich in Bernkastel hauptsächlich beschränkte.

### **Kriegserinnerungen**

Der Weltkrieg brachte, wie überall, einschneidende Veränderungen auch in das Leben der Bernkasteler Phäaken. Zunächst war ein großes Wehklagen der

Kaufmannschaft und der fest besoldete Beamte wurde beneidet um seines Einkommens willen. Bald aber wurden die Darlehenskassenscheine erfunden, die Papiergelddruckerei begann und den Kaufleuten ging es besser. Nur der Weinbau stürmte erst ein ganzes Jahr lang bis im Laufe des Jahres 1916 sich eine starke Nachfrage nach Wein allenthalben erhob, nachdem die Front mit Wein beliefert wurde. Die ersten Lieferanten waren die Brüder Dick gewesen und das fortgesetzte Flaschenklingeln in deren Weinkellerei hatte die nächsten Nachbarn, vor allem den Weingroßhändler Clemens wochenlang gefoltet. Bis auch sie die großen Aufträge bekamen und der Beamte mit seinem kleinen Gehalt und der schwindenden Kaufkraft des Geldes sich in den Hintergrund gedrängt sah. Wir haben dann auch tatsächlich nach vier schönen fetten Jahren vier magere Jahre in Bernkastel erlebt, wobei die Versorgung gänzlich anders war als heute, in dem richtigen fortgesetzten Weltkrieg. Ich z. B. erhielt als Lungenschwächling und in Anerkennung meiner Verdienste um die Kriegsbeschädigtenfürsorge, die ich als einziger Rheinischer Richter freiwillig übernommen hatte, die Berechtigung, für mich wöchentlich ein Pfund Butter zu entnehmen. Brot war schlecht und knapp und meine Frau hat mir hinterher gestanden, daß sie oft abends gern noch eine Schnitte Brot gegessen hätte, es aber mit Rücksicht auf die Kinder unterließ. Kartoffeln und Zucker hatten wir stets genug. Der Zucker wurden den Geschäften auf dem Lande zugeteilt und der Vater unserer Rosa wußte damit nichts anzufangen, so daß wir ihn kistenweise bekommen konnten. Der Schleichhandel blühte in jeder Form und das Tauschen war derartig Mode, daß z. B. ich als Amtsrichter so gut wie nichts bekam, weil ich anfangs nichts zu tauschen hatte. Als nach dem Tode des Sohnes unserer Hauswirtin ich ihr beim Verkauf des Weingutes und des Hauses behilflich gewesen war, verehrte mir Frau Liell ein Faß Bälge (Weintreber). Einige Monate später konnte ich daraus dreißig Liter Tresterbranntwein brennen lassen und gegen diesen Tresterbranntwein alles eintauschen. Sehr nützlich erwies sich unsere Gemüsezuucht, auf die ich mich schon vier Jahre vorher verlegt hatte, weil die Beschaffung von Gemüse in Bernkastel immer schwierig gewesen war. Auch Obst hatten wir ziemlich. Auf eine seltsame Weise kamen wir an Öl. Ich schrieb damals kleine Aufsätze in der Kölnischen Zeitung, u. a. „Pflanzt Mohn!“ Ich hatte auch wirklich die Absicht gehabt, mir auf dem Cueser Plateau von der Gemeinde ein brachliegendes Stück zum gemeinsamen Anbau von Mohn anweisen zu lassen, war aber dann erkrankt und die Mohnpflanzung scheiterte daran. Ein Großbauer am Niederrhein hatte meinen Aufsatz in der Kölnischen Zeitung gelesen und war durch die Zeitung an meine Adresse



gekommen. Er schickte im weiteren Verlauf eine Reihe Säcke voll Mohn an Krings nach Bernkastel und wir ließen den Mohn zu Öl schlagen. Das war ein vorzügliches Öl, was aber nur sehr leicht ranzig wurde. Der Züchter erhielt gut ein Drittel des Ertrages. Das andere blieb unterwegs hängen. Jedenfalls hatte er keine Lust mehr, im nächsten Jahr diese Ölfrucht nur anzubauen.

---

Zu dem **Modernistenvortrag** von Professor Schnitzer, der etwa 1911 oder 1912 in Bernkastel stattfand, ist noch folgendes nachzuholen: Die ganze Bewegung wirkte unter der etwas aufgeregten Bevölkerung in Bernkastel wie ein seltsam sicherer Filter: Das größte Sieb ließ die ganz treuherzigen und fanatischsten Zentrumsanhänger durch. Leute wie Heinrich Krings, der sein Geschäftsgebaren, keineswegs stets sauberer Art, auf das angenehmste mit einer knüppelhaften Zentrumsüberzeugung zu verbinden wußte, hatte versucht, den Besuch des Vortrages durch die Bildung einer wirklichen Knüppelgarde zu verhindern. Den vorher gemieteten Saal suchte man durch Druck auf den Wirt abzutreiben. Es bedurfte einer einstweiligen Verfügung des Gerichtes, um den Wirt zur Hergabe des Saales, wozu er verpflichtet war, zu zwingen. Die Versammlung fand dann auch unter dem formellen Vorsitz eines Gerichtsvollziehers statt.

Krings hatte sich gedacht, durch die bloße Gegenwart seiner Knüppelleute könnte er etwas erreichen, er war aber schlau genug, sich selbst im Hintergrund zu halten und als zahlreiche Leute aus allen Ständen in das Versammlungslokal einstürmten, zogen sich die Terroristen freundlich grinsend mit eingeklemmten Schwänzen zurück.

Ein zweites Sieb ließ alle diejenigen durch, die unabhängig dachten, die keine Rücksicht auf die Geistlichkeit zu nehmen hatten. Es waren ihrer viel mehr, als man hätte denken sollen. Das Lokal war gut besetzt. Abgesehen von den akademisch Gebildeten erschien eine Menge gute Bürgersleute. Geistliche waren in Menge erschienen, aber seltsamerweise alle als erklärte Gegner des Vortragenden. Eine ganze Reihe erschien nur aus Neugierde in der angenehmen Hoffnung, ein kleines Skandalchen für billiges Geld zu erleben. Sie kamen nicht auf ihre Kosten. Ich selbst beobachtete den alten Sanitätsrat Dr. Schmitz, wie er

sämtlichen Ausführungen des Redners mit wirklichem Interesse verfolgte. Mir selbst, der ich Kirchenrecht studiert hatte, brachte der Vortrag stofflich nichts Neues.

Eine dritte Sorte, die ganz Klugen und Leisetreter, blieben vom Vortrage weg und versammelten sich in zahlreicher Menge in Lauers Bierstube zu einem zeitigen Dämmerchoppen, um von dort aus durch die Fenster auf die Straße zu sehen und sich von jeder Bewegung an dem Versammlungslokal überzeugen zu können. Ihr Anführer war der Apotheker Stöck.

Außer der genannten Broschüre von Neyses mit zahlreichen Rollbildern, welche wirklich langweilig waren, hatte die ganze Sache aber noch eine andere Folge. Die Geistlichkeit stellte fest, daß in ihrem braven Bernkastel etwa sechzehn Personen lebten, die sich zwar Katholiken nannten, aber nicht praktizierten. Man drohte damit, sie auf eine Liste zu bringen und nach ihrem Tode nicht kirchlich zu beerdigen. Der Fall sollte bald akut werden: Ich lag an einer Lungenblutung darnieder, Apotheker Stöck, der die verschriebenen blutstillenden Arzneien aus seiner Lieferung kannte, gab Feuilletons über meinen Zustand abends bei Lauers aus und rechnete mit meinem baldigen Tod. Ich aber stand nach wenigen Tagen auf und ging zum Gericht. Mein biederer Amtsrichter Brinkmann sah mich derart entgeistert an, daß ich unwillkürlich lachend zu ihm sagte: Sie wollten mich wohl schon begraben? „Ja, Herr Amtsrichter, was von ihnen nicht alles erzählt wurde.“ Er war ein Westfale und Protestant, hatte Vertrauen zu mir und berichtete mir bald alles getreulich. Man hatte sich also ehrlich schon um mein Begräbnis gestritten. Freundchen Krings, der Roisdorfer Landsmann, auf den ich später noch zurückkommen werde, hatte schon deswegen an meine alte Mutter nach Bonn geschrieben, die ihm aber sehr kräftig und deutlich geantwortet hatte. Ich lachte natürlich voller Hohn und gab durch Stöck allen Beteiligten zu verstehen, daß ich sie allesamt noch zu überleben gedächte. Sie brauchten sich gar keine Mühe zu machen. Tatsächlich sind sie heute, Ende Juni 1942, alle mit einer einzigen Ausnahme des alten Stöck alle längst tot.

Endete so meine Sache mit Gelächter, so war es mit Fränzchen Müller schon anders. Der „katholische Kreisschulinspektor“, der auch zu den rädigen Schafen gehörte, sollte nach seinem plötzlichen Tode in aller Stille an der Kirchhofsmauer verscharrt werden. Seine Genossen legten sich aber für ihn ins Zeug, unter Mitwirkung des evangelischen Pfarrers fand ein riesiges Begräbnis

statt, an dem sogar zum Mißvergnügen des Dechanten Becker zwei ländliche Pastöre als katholische Ortschaftsinspektoren teilnahmen. Das war schon eine rechte Blamage für die Geistlichkeit. Eine besondere Ironie des Schicksals war es, daß der genannte Dechant bei dem Tode von seinem Erzfeinde, dem Atheisten Rechtsanwalt Schönberg, noch dankbar sein mußte für eine erwiesene Betreuung.

### **Rechtsanwalt Schönberg**

Er ist einer der sympathischsten Menschen, die ich in meinem Leben kennengelernt habe. Er ist ein Jurist von unbestechlichem Gerechtigkeitsinn, auf den ich später noch zurückkommen werde.

Von den Richtern war mir der sympathischste ein Amtsgerichtsrat, Dr. Karl Winkler. Er konnte mir Recht von sich behaupten, sein Unabhängigkeitsgefühl sei so stark, daß er gegebenenfalls seinen eigenen Vater hätte unbefangen aburteilen können. Er kam natürlich nicht in die Verlegenheit. Sein Vater war ein hochbetagter Ehrenbürger der Stadt Kreuznach, Jean Winkler. Er besaß dort und in Oppenheim am Rhein je ein Weingut. Außer seinem Sohne Karl hatte er eine Tochter, deren Mann lange Jahre in Indien gelebt hatte. Mit Hilfe dieses Schwagers hatte Karl Winkler in seiner umfangreichen Briefmarkensammlung das Land Indien bis zu einem gewissen Zeitpunkt vollständig. Die Briefmarkensammlung ist später ihren eigenen Leidensweg gegangen. So lange ich Winkler kannte, hatte er nie Ferien gehabt. Seinen Urlaub benutzte er zu Weinernten, sei es in Kreuznach oder sei es in Oppenheim am Rhein. Auf beiden Gütern gab es gute Lagen und bis heute habe ich stets guten Wein, Rhein- oder Nahewein, von Winkler bekommen. Im übrigen machte er auch als Reserveoffizier der Artillerie reichlich militärische Übungen mit. Als Artillerieoffizier führte er im Weltkrieg eine schwere Kolonne. Die Imkerei hatte er von Jugend an bei seinem Vater erlernt und ich habe viele schöne Stunden mit ihm verlebt und gemeinsam geimkert. Bis dann der Weltkrieg uns trennte. Er zog ins Feld und ich vertrat ihn in Bernkastel auch im Bienenhaus so gut es ging. Als Richter war Winkler in weiten Kreisen sehr angesehen. Er verstand sich nicht nur auf Wein und dessen Anbau, sondern überhaupt auf alle Dinge, die mit Wein irgendwie in Zusammenhang standen.

Rechtsanwalt Schönberg hatte gute und viele Beziehungen zu den größeren Weingütern und Weinhandelsfirmen. Er verfügte über eine feine Zunge und ein reiches Wissen in Weinbausachen. Für eine Reihe von Firmen war er ständiger Berater und vereinbarte in seinen Verträgen stets das Amtsgericht Bernkastel als vereinbartes Gericht für die erste Instanz. Infolgedessen entwickelte sich in Weinhandels- und Weinbaukreisen das Amtsgericht Bernkastel zu einer eigenen Art Weingerichtsbarkeit. Die Rechtsprechung war schon ganz beachtlich.

Weniger Glück hatte Winkler mit seiner Familie. Seine Frau Irma, eine tüchtige Hausfrau und schicke Dame entstammte einer Offiziersfamilie. Der Vater war ein rechter Durchgänger, hatte es aber militärisch nur bis zum Hauptmann gebracht und litt an einer seltenen Krankheit. Eine Schwester, in Frankfurt verheiratet, wurde die todschicke Olle genannt. Die Schwiegermutter des Vaters muß einer angesehenen Kölner Familie (Reuss-Zöffe?) entstammt sein. Eine Speditionsfirma, deren Reichtum so groß war, daß die Polsterung in den Wagen, je nach den Toiletten der Damen, in der Farbe passend neu ausgeschlagen wurde. Das waren aber längst tempi passati. Anscheinend recht jung hatte man Frau Irma mit einem vermögenden katholischen Hotelbesitzer Baum in Kreuznach verheiratet, aus der Ehe entstammte ein Mädchen, das heute eine Frau Threes ist. Von ihr wurde Frau Irma schon vor Jahren Großmutter, am Ende ist sie heute schon Urgroßmutter. Die Ehe mit diesem Baum war nicht glücklich. Sie lernte damals den jedenfalls sehr hübschen und forschen Assessor Winkler, also Sohn einer angesehenen Familie in Kreuznach kennen und lieben. Er war Korrespondent bei den Bonner Rhenanen gewesen. Während der Scheidung mit ihrem Manne hatte sie in Bonn in einer Bonner Pension gewohnt und kannte daher eine Reihe Bonner. In dieser Zeit war Frau Irma konvertiert und vom Katholiken zu einer sehr überzeugten Protestantin geworden. Als wir sie 1910 in Bernkastel kennen lernten, war sie mit Winkler bereits sechs Jahre verheiratet und lebte in glücklicher Ehe, der eine Tochter Nora, ein Sohn Helmuth und eine zweite Tochter Ruth entsprossen waren. Frau Irma war von schlanker Figur und blasser Gesichtsfarbe, sowie etwas leicht angeknittert. Jedenfalls verstand sie es gut, mit ihrer schlanken Figur auch in einfachen Kleidern gut auszusehen. Sie war eine treffliche Hausfrau und eine vorzügliche Köchin. Sie verstand es, es ihrem Manne im Hause sehr angenehm zu machen. Sie bewohnten ein Haus des alten Weinhändlers Hauth in der Bahnhofstraße. Dasselbe war ganz gut, hatte aber einen Fehler, nämlich eine gemeinsame Waschküche, die durch einen schmalen Gang auch von dem großen Hause des

Vermieters zu erreichen war. Diese Gemeinsamkeit war die Veranlassung zu dauernden Auseinandersetzungen.

Chronisch waren im Hause Winkler kleinere oder größere erotische Skandale mit dem jeweiligen Kinderfräulein, an denen Vater Winkler aber niemals die Schuld trug. Er hatte guten Humor und verstand es glänzend, über gelegentliche kleinere Faux pas der guten Frau Irma hinweg zu sehen. Frau Kreisarzt Lehmann hatte sich eine neue Küche angeschafft und Frau Irma, die dies der Frau hätte lächelnd nachsehen wollen, erhob ein lebhaftes Gegacker. Karl Winkler aber bemerkte grinsend zu Lehmann: „Daß ihre Frau sich eine neue Küche angeschafft hat, wird Ihnen meine Frau niemals verzeihen können.“ Das war betreffend und prachtvoller Humor. Frau Irma hatte nämlich, als ihre vorzüglichste Eigenschaft neben ihrer Freude an etwas boshaftem Klatsch – und daran litten wir in der Kleinstadt alle – eine recht betonte Eifersucht, und zwar so ziemlich auf alles und jedes und jegliche Personen, die mit ihr und ihrem Manne in Berührung kamen. Zum Beispiel plagte sie ihren guten Karl mit einer Liebschaft, die dieser angeblich mit der stattlichen und kinderlosen Frau des recht patenten und wohlbeleibten Herrn Willi Clemens jun., Weingroßhändlers, zu ihrem Manne hegte. Ich glaubte nicht, daß etwas daran war, die Liebessachen dieser etwas derben Frau mit „Alabasterbusen“ lagen auf anderen Gebieten. (Der Ausdruck fand sich in einem Briefe an sie, der in falsche Hände geraten war und in Bernkastel an den Stammtischen die Runde gemacht hatte.) Diese Eifersucht erstreckte sich gleicherweise auf eine neue Damenbluse, oder z. B. auf einen neuen Sportanzug mit Lederknöpfen, in dem ich eines Tages auftrat. Kurzum, es war zum Lachen. Ihre ständige und vollständig gedankenlos zur leeren Formel erstarrte Redensart war: „Mein Mann hat auch gesagt. . .“ Dabei hatte der gute Mann nie etwas gesagt. Karlchen, wie von Hymmen ihn nannte, dachte nicht im entferntesten daran, so etwas zu sagen. Er ging nicht auf die Jagd, trank wenig und dieses mit Verstand und Weinkunde und widmete seine ganze freie Zeit seiner Familie, seiner Briefmarkensammlung, der Imkerei und der Aufzucht von Schmetterlingsvarietäten. Er besaß hierin eine besondere Übung und unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit den Verwaltungen von Zoologischen Gärten und einschlägigen Schmetterlingshandlungen. In seiner Sammlung konnte man ganze Reihen einzelner Schmetterlingsflügel bewundern, deren Zeichnung und Farbenabstufung eine genau verlaufende Entwicklung aufwies. Auch hatte er einen lebhaften Verkehr an der Briefmarkenbörse und war gern bereit, für diese oder seine ... Neigungen erkleckliche Summen

auszugeben, sehr zum Verdrusse von Frau Irma, die hierfür wenig Verständnis hatte.

Eine Bekanntschaft mit einem sehr gewandten Bankbeamten Dr. Brüning, der zunächst in Bernkastel bei der dortigen Volksbank arbeitete, sollte später ihm wie manchem anderen verhängnisvoll werden. Die Bekanntschaft verdichtete sich zur Freundschaft, und diese führte zu gewagten Bankgeschäften. Wie mir erzählt wurde, besaß Winkler beim Ausbruche des Weltkrieges (Brüning war mittlerweile mit der Volksbank zum Barmer Bankverein und mit diesem zur Deutschen Bank in Trier gekommen) ein Effektenkonto von etwa neun mal hunderttausend Mark, von denen etwa viertausend Mark ungedeckt waren. Er geriet damit ins Unglück. Der Zusammenbruch fraß fast sein ganzes Vermögen auf, und selbst seine wertvolle Briefmarkensammlung geriet in den unersättlichen Schlund der Bank. Der Weinbesitz konnte durch ein Schuldungsverfahren noch gerettet werden. Nach dem Umbruch traf ich Winkler 1933 bei einer Parteiveranstaltung der Juristen in Köln wieder und war ordentlich erschüttert, wie wenig gut er aussah und wie schlecht er angezogen war. Er mag damals allerdings auf dem Tiefstand seines finanziellen Niedergangs gewesen sein. Seine Augen hatten aber noch den gleichen alten Glanz und konnten einen recht schelmisch anlachen.

Wir hörten uns damals nach einem Marsch eine Ansprache des Oberlandgerichtspräsidenten unter freiem Himmel an und saßen nachher im Kölner Bürgerverein bei einem Teller Erbsensuppe in einem großen Gemeinschaftsessen, wie es damals mode war. Seitdem hat er seinen tüchtigen Sohn im Kriege verlieren müssen, der es als Staatsanwalt bei dem Volksgericht in Berlin zu einer beachtlichen Stellung gebracht und sich verheiratet hatte. Mit seiner älteren Tochter Nora, die eine bildschöne junge Frau geworden war, hat er auch allerlei Unglück gehabt. Als ich gegen Ende des Weltkrieges die Kriegsbeschädigtenfürsorge des Kreises Bernkastel übernommen hatte, wurde mit eines Tages ein junger Wehr zur Beratung überwiesen, ein Sohn des obengenannte Weingroßhändlers, der den Spitznamen der Bläckes oder der Postscheckrat trug. Der Junge sah sehr schlecht aus. Trotzdem wurde er Winklers Schwiegersohn und Nora, die zwei Kinder von ihm hatte, ging es eine zeitlang gar nicht gut. Winkler war gezwungen, die öffentliche Fürsorge für diese beiden Enkel in Anspruch zu nehmen. Nora wurde geschieden, später Witwe und heiratete als solche einen der sehr reichen Brüder Anheuser, die

einen riesigen Grundbesitz im Hessischen besaßen. Die beiden Brüder führten ununterbrochen Streit miteinander, und der riesige Besitz an Weingütern und Wäldern mit Jagdschloß usw. schmolz in unausgesetzten Prozessen stark zusammen. Wie es heute steht, weiß ich nicht. So spielt das Leben. Die jüngere Tochter Ruth hatte den Lehrgang einer technischen ärztlichen oder klinischen Assistentin durchlaufen und später eine Stellung in Bonn an der Universität bekleidet. Sie war in dieser Zeit öfter bei uns eingeladen. Sie war körperlich wohl entwickelt, im übrigen aber doch das geblieben, als was sie ihr Vater in ihrem jungen Kindesalter bezeichnet hatte: „Unser Dummerchen.“ Charakterlich schien die Mutter nicht den besten Einfluß auf sie gehabt zu haben, und wir hatten von ihr den Eindruck, daß sie es in Liebesdingen schon zu reichlich praktischen Erfahrungen gebracht hatte.

Anfang 1942 hörte ich dann von Schönberg, daß Karlchen Winkler in Kreuznach als Amtsgerichtsdirektor aus dem Dienst geschieden und in den Ruhestand getreten sei, den er jedenfalls redlich verdient hatte. Hoffentlich erlebt er noch einen ruhigen Lebensabend im Hause seiner Väter in der Rheingrafenstraße in seiner Heimatstadt Kreuznach. Dorthin strebte er schon im Jahre 1910 und hatte wenig Verständnis dafür, daß er damals, kurz nach der Scheidung seiner Frau von einem Kreuznacher Hotelbesitzer, als Richter nicht gut möglich war. Eines Tages war er auf seine Bewerbung hin an das Amtsgericht in Niederlahnstein versetzt worden, wo er auch eine gute Wohnung hätte finden können. Seiner Frau aber, die sich damals in der Vorstellung gefiel, sie hätte jetzt einen so angenehmen Verkehr mit dem Landrat von Nasse, setzte es durch, daß er diese Versetzung rückgängig machte. Ich hatte ihm damals von diesem Rückzug dringend abgeraten und glaube, daß er es auch oft bereut hat. Die Folgen waren nicht nur die törichte Heirat der Nora, sondern auch ein häufiger Wohnungswechsel, der ihn dazu zwang, einmal seine Wohnung ins Hotel Drei Könige (wo ich ihn einmal besuchte bei einem Ausflug nach Saarburg) und später sogar nach Müllem an der Mosel zu verlegen, von wo er dann täglich zum Dienst nach Bernkastel fahren mußte. Schließlich war über die Kreuznacher Sache Gras gewachsen, und es gelang ihm zu seinem weiteren Unglück, in seine vielgeliebte Vaterstadt Kreuznach zurückzukehren. Dor lebt er eben noch. Mit seiner verwitweten Schwester und deren Sohn war das Verhältnis nicht gut.

## **Dr. Brüning**

Als wir 1910 nach Bernkastel kamen, war an der Bernkasteler Volksbank, die ein Einheimischer namens Tapperich leitete, der später Schwiegervater von Viktor Thanisch wurde, als zweiter Direktor ein Dr. Brüning angestellt, ein kleines bewegliches Männchen, der mit Winkler befreundet war. Man sagte, er stamme aus kleinen Kreisen, sei der Sohn eines Schusters, seine wirklich nette und angenehme Frau Tochter aus einer Brauerei. Irre ich nicht, so ging die Bank später an den Barmer Bankverein und mit dieser auf die Deutsch Bank über. Winkler war Dr. Brüning stets dankbar für die guten Tipps, die er ihm gab. Alle Welt war von Brüning entzückt, nur Schönberg hatte Mißtrauen und warnte mich vor ihm, es sei ihm nicht zu trauen. Wir sind auch mit Brüning und seiner Frau niemals in gesellschaftlichen Verkehr gekommen, weder damals in Bernkastel noch später anderswo. Wie man heute sagen kann, zu unserem großen Glück, denn Schönbergs Warnung sollte nur allzu wahr werden. Alle, die mit ihm zu tun hatten, hatten später Schaden durch ihn. Damals aber kam er in großen Flor und machte Karriere in seinem Bankfach wie ein feuriger Renner. Bald kam er als Direktor an die Deutsche Bank in Trier und erwarb sich dort Ruhm, Namen und Vermögen, schluckte für die Deutsche Bank das Bankhaus Rewerchon und war ein großer Mann. Er wurde dann Direktor der Deutschen Bank in Frankfurt am Main. Ein Schwiegersohn meines Hauswirts Heinrich Leistner, der sein Günstling in der Bank war, berichtete mir später, in Frankfurt habe es Differenzen gegeben. Brüning fiel wie eine Katze auf die Füße und landete als Mitdirektor der Deutschen Bank in Köln. Hier begann nun eine geradezu dolle Geschichte, die schließlich nach Jahren mit einem jähen Sturz endete, wie Schönberg und ich es jahrelang vorausgesehen hatten. Unseren Vetter Werner Brügelmann hatte er in einem Winterurlaub in St. Moritz kennen gelernt. Ich warnte Werner vor ihm und wiederholte diese Warnung später seinem Vetter Otto gegenüber, als Brüning nach Köln versetzt wurde und dort begann, eine große Rolle zu spielen. Ich erinnere mich, daß ich den Ausdruck gebrauchte: „Er ist ein erklärter Lump und mit größter Vorsicht zu genießen.“

Ich greife nochmals zurück: Gegen Ende des Krieges, als wir schon in Bernkastel waren, hatte der alte Schmidtchen die Absicht, seine Brauerei zu verkaufen. Herr Leistner, der mittlerweile schon das Hausgrundstück von Frau Liell gekauft hatte, war für den Plan gewonnen, in einer neu zu gründenden Aktiengesellschaft den technischen Direktor zu machen. Ich hatte selbst vor, den



Rest meines Vermögens in Aktien dieser Brauerei anzulegen. Es fand eine Besprechung mit Brüning statt, der als krankes Bündel Nerven in Trier im Bett lag. Bei dieser Gelegenheit habe ich ihn zuletzt gesehen.

Er entwickelte seinen Plan und seine Beziehungen, durch die er ungarische Gerste zu schieben gedachte. Gottlob war Frau Leistner verständig genug, ihren Mann von diesem Plane abzubringen, der für ihn doppelt verlockend war, weil er früher in demselben Unternehmen jahrelang Braumeister gewesen war. Er kannte alle Wirte und war mit dem ganzem Betrieb genauestens vertraut. Meine 35.000 Mark, die ich damals noch besaß, habe ich zwar in Kriegsanleihen verloren, nachdem ich törichterweise es abgelehnt hatte, sie meinem Freund Bruhns in Leysin als Hypothek auf ein neu gebautes Chalet zu geben. Ich hätte sie dort gut durch die Entwertung retten können. Aber alles war fest von unserem Sieg und von der dauernden Geltung unserer Währung durchdrungen.

In Bernkastel hatte Frau Brüning einen intimeren Verkehr mit Frau Notar Sieburg und setzte ihn auch in Köln weiter fort. Weinend gestand sie ihr eines Tages, ihre alten Möbel, in denen sie glücklich gewesen, ständen jetzt in den Dienstbotenzimmern und ihr Mann habe sich jetzt die großkotzigsten Manieren angewöhnt. Aber das Glück sei nicht mehr da. In der Tat war der Mann jetzt als Bankräuber wie ein losgelassener Löwe und betrieb die Gaunerei im allergrößten Stil. Eins, zwei, drei, war er Mitglied des Kölner Clubs, in den hineinzukommen sich die Angehörigen der Familien Brügelmann seit langen Jahren vergeblich bemüht hatten, war päpstlicher Protonotar und was weiß ich. Schönberg und ich trafen eines Tages Sieburg in Köln, der dort einen großen Bernkasteler Abend aufziehen wollte. Als Brüning jedoch hörte, daß Schönberg und Rech auch kommen würden, blieb er unsichtbar. Er ließ sich auch gern als Verwandten des damaligen Reichskanzlers Brüning ansprechen, so viel ich weiß, war er aber gar nicht verwandt mit diesem Manne. Seine Wohnung war ein ganz toller Protzkasten geworden und angefüllt auch mit Kunstsachen aller Art, die er wahllos zusammengebracht hatte, vollgestopft. Der spätere Versteigerungskatalog der Firma Lempertz (Hanstein) ist ein wahres Kulturdokument jener wüsten Schieberzeit. Er warf mit Geld nur so um sich, zahlte enorme Zinsen und Provisionen und entnahm diese ganz bedenkenlos den Geldern, welche ihm neue Vertrauensselige zur Anlage brachten. Es kam zum Krach, zu dem es kommen mußte. Und zur großen Gerichtsverhandlung in Köln, wo es sich um zwanzig bis vierzig Millionen handelte. Die Sache war schließlich ganz und gar systemlos und ging auf glatten einfachen Betrug an

großen (Geld-) Leuten, die zu viel Geld hatten und nicht genug bekommen konnten, hinaus. Brüning wurde zu mehreren Jahren Zuchthaus verurteilt. Er wird sie inzwischen abgesehen haben. Mit angeklagt war sein früherer Famulus, der Bankprokurist Dr. Conrad, Leistners Schwiegersohn, er wurde aber gottlob freigesprochen. Die Benediktiner von Maria Laach, die auch mit einer großen Summe drinsäßen, haben aber, anscheinend mit Erfolg, die Deutsche Bank selbst dafür haftbar gemacht. Im Stillen mag die Bank manchen Schaden haben decken müssen. Sic transit gloria mundi.

### **Amtsgerichtsrat Rothschild**

Er war ein ehrgeiziger Volljude mit unterdrücktem Erwerbssinn, schlank und rassig, ein aristokratischer Typus seiner Gattung, Sohn eines Trierer Rechtsanwaltes, der es zu bedeutendem Vermögen gebracht hatte. Lange hatte er vergeblich versucht, eine „Christin“ zu heiraten. Als ihm dies nicht gelang, hatte er eine hübsche junge und charakterlich sehr angenehme Cousine gleichen Namens aus Frankfurt am Main geheiratet. Beide Eheleute waren literarisch trefflich gebildet und besaßen einen guten Geschmack auch in sonstigen künstlerischen Dingen. Einige kleine Buben belebten das Haus. Sie wohnten auf der Bernkasteler Seite in unserer Straße in einem Haus des Anstreichermeisters Eich (Kaiserallee). Die Küche lag in einem Anbau, irre ich nicht, zu ebener Erde. Eine vorzügliche Köchin ernährte gleich einen ganzen Teil der Miteinwohner und Hintersassen mit. Rothschild konnte sehr ironische und witzige Schilderungen aus dem Leben der ehrlichen Handwerker und ehrsamten Kaufleute in Bernkastel geben, die ihn im großen wie im kleinen zu behumsen versuchten. Es gelang ihnen aber keineswegs immer. Er hatte den Ehrgeiz besessen, in Preußen Richter zu werden, ohne sich nach dem Osten versetzen zu lassen, und war ihm dies auch, nachdem er über zehn Jahre lang als Gerichtsassessor ausgehängt worden war, gelungen, etatmäßiger Amtsrichter zu werden. Er war bereits dienstlich so alt geworden, daß er gleich Amtsgerichtsrat wurde. Diese Ehre wurde damals nur ziffernmäßig der älteren Hälfte der preußischen Amtsrichter zuteil. Auch war er als Dienstältester der aufsichtsführenden Amtsrichter in Bernkastel und man hatte, wie man Winkler eines Tages verriet, eine Amtsrichterstelle in Bernkastel wie saures Bier ausboten, nur um einen älteren Amtsrichter dorthin zu bekommen, der dann an seiner Stelle aufsichtsführender Amtsrichter hätte werden können. Die

Aufsicht brachte allerhand Schriftverkehr mit der vorgesetzten Behörde mit sich und führt zu endlosen Plänkeleien, die zwar von seiten Rothschilds mit einem großen Aufgebot an kluger Gerissenheit und Gewandtheit geführt wurden, aber stets das Endergebnis hatten, daß man von oben alles mögliche ablehnte. Dazu kam, daß der ihm zweifellos eigene, aber durch das Beamtentum unterdrückte Erwerbssinn ihn auf einem seltsamen Gebiete mit seinem Kollegen v. Hymmen zusammenführte, der ihm sonst so wenig ähnlich sah. Beide konnten sich nicht genug tun, die Notare als geldgierig zu verschleißen. Beide führten einen Kampf, nicht etwa gegen das Rheinische Notariat, sondern lokal gegen die beiden Notare in Bernkastel. Als der Klügere hob Rothschild, wie es mir jemand drastisch schilderte, die Steine auf und gab sie Hymmen in die Hand, der dann tapfer damit warf. Die Rückwirkungen auf derartige Angriffe mußte dann immer er ertragen. Für ihn war es mehr eine ehrlich gemeinte Schrulle eines mäßig begabten, wenn nicht gar beschränkten Menschen, für Rothschild dagegen war es ein gewisser Sport, in der er seine Gehässigkeit gegen dieses damals den Juden noch vollständig verschlossene Institut des Notariats Luft machte. (Erst kurz vor dem Umbruch hat es die Kölner Judenschaft durchgedrückt, gegen das Gutachten der Rechtsanwaltskammer in Köln und trotzdem der Justizminister vierzehn Tage vorher im Preußischen Landtag den Gedanken als unmöglich heftig abgelehnt hatte, einen jüdischen Anwalt als ersten zum Rheinischen Notar mit Sitz in Köln zu machen. Der Umbruch brachte allerdings dieser Errungenschaft ein jähes Ende, indem ein SA-Mann bei dem Notar erschien und ihm drohte, ihm die Knochen im Leibe zu zerbrechen, wenn er sein Notariat ausüben wolle.

Im Volksmund führte v. Hymmen nach seinem Vornamen den Spitznamen „Notar Ludwig“. Die Spannung mit seiner vorgesetzten Behörde war mit einem Schlag beseitigt, als im heißen Sommer 1911 sich Rothschild und v. Hymmen je auf eine Landgerichtsstelle meldeten. Im Mai-Juni schon kam der eine nach Berlin, der andere nach Bonn. Es kam alsbald ein Revisor namens Hagen und entpuppte sich als ein angenehmer Mensch, mit dem wir abends bei einem Glase Bier unsere Wünsche besprachen. Bald hatte wir alles, was wir nur wollten, z. B. in meiner Abteilung für meinen Assistenten eine Schreibmaschine, für die Vormundschaftsabteilung eine neue Mietlokalität gegenüber usw. Karlchen Winkler wurde Aufsichtsführender und alles lief wie geschmiert. –

Frau Rothschild war ein wirklich nettes und liebes Frauchen. Sie nahm sich gleich zu Anfang unserer Ehe meiner Frau sehr an. Denn diese hatte von Anfang

an gar kein Verhältnis zur Frau Irma Winkler. Rothschilds besuchten wir häufig abends und diese uns, wobei wir uns aufs beste und geistreichste über alle möglichen Sachen unterhielten. Er wußte vieles, hatte eine Menge Interessen und einen scharfen Blick. Er wollte gar nicht begreifen, daß ein Jude sich in irgend etwas von einem sonstigen Deutschen unterschied. Ich konnte ihm dies aber durch viele Einzelheiten aus meinen Erfahrungen mit Juden sachlich widerlegen, wobei er allerdings rein dialektisch immer recht behielt. Wo mag er heute dran sein? Heute wird er wohl den Unterschied zum Arier nicht mehr leugnen. (15.1.42 bzw. 1.8.42).

Für die Landbevölkerung war es ein Unding, einen Eid vor einem jüdischen Richter zu schwören, mußten aber natürlich aus kollegialen Rücksichten die Beanstandung vermeiden. Die Eingeborenen übertrugen übrigens nach dem Weggang von Rothschild ihre Antipathie gegen seinen Nachfolger, der ihnen als Hannoveraner mit seiner spitzen Aussprache des S volksfremd vorkommen mochte. Eine Welt liegt zwischen 1911 und 1942. In diesen Jahrzehnten hat sich Deutschland völlig umgestürzt. Antisemitisch war zwar Rechtsanwalt Schönberg schon als Student und Angehöriger einer die Juden bekämpfenden Studentenverbindung gewesen mit altdeutschem Einschlag. Allerdings war dies alles mehr Theorie. Praktisch nahm er noch nach 1933 die Interessen der verfolgten Juden wahr, solange dies gesetzlich zulässig war. Er kam natürlich ganz gut mit Rothschild aus, aber dieser war auch viel zu klug, um er mit Schönberg zu verderben.

### **Kreisarzt Dr. Robert Lehmann**

war früher Arzt in Kempfeld im hohen Hunsrück gewesen, einem sehr netten aber stark abgelegenen Ort, der für ihn wohl mit Rücksicht auf den Gesundheitszustand seiner Frau bestimmend gewesen war. Diese, eine stattliche vornehme Erscheinung, Tochter eines Obersten, war etwas lungenschwach. Er selbst stammte aus kleinen Verhältnissen und bezeichnete sich selbst gern launisch als eine unglückliche Mischung zwischen Berliner Schutzmann und norddeutschen Gent. Auch in seinem Charakter war er ein ausgesprochen norddeutscher Typus, eine aufrechte, männliche Erscheinung. Zu seinem weiteren Fortkommen hatte er sich in seiner Kempfelder Zeit zur Kreisphysikatsprüfung vorbereitet. Und dieses ja nicht leichte hat er auch in

reifen Jahren mit zwei hübschen Töchtern glänzend bestanden. Bald war ihm die Stelle des Kreisarztes in dem gepflegten städtischen Bernkastel zugefallen. Er hatte auch auf eigene Rechnung Privatpraxis betreiben dürfen und in den ersten Jahren seiner Tätigkeit war er förmlich Modearzt in den besseren Familien geworden. Durch ein paar unglückliche Zufälle, deren Breittretung durch eben dieselben, die anfangs mit ihm fast familiär verkehrt hatten, war dies schon eine Zeit lang vorbei, als wir auf dem Plan erschienen. Unser erstes Mädchen aus der Graacher Schäferei war rein zufällig an ihn als Arzt gekommen und hatte nie vergessen, daß er ihr geholfen hatte. Als meine Frau und ich ziemlich hilflos im Bett lagen, holte sie ihn als Arzt und er vergaß niemals, welchen seltsamen Anblick ihm das Assessorenehepaar im Bett darbot bei seinem ersten Besuch. Der Mann blaß, ohne einen Ton zu sprechen, liegt im Bett mit einem aufgespannten Regenschirm, die junge Frau mit einem vorzeitigem Wochenbett im Ammenbett. Beide an Blutungen leidend, der eine an der Lunge, der andere am Unterleib. Unser erstes Kind, das ein Junge zu werden versprach, hatte so ein trauriges Ende genommen. Der Kreisarzt, der sich das Lachen verbiß und todernst blieb, hatte erst eine sehr ernste Auffassung vom Gesundheitszustand der jungen Leute, überzeugte sich aber bald davon, daß es längst nicht so schlimm war. Später machten wir Besuch bei ihm und verkehrten bei ihm und seiner Frau freundschaftlich. Mit ihm verband mich ein besonderes Gefühl der Kameradschaftlichkeit dank der vielen gemeinsamen Fahrten im Hunsrück. Das kam folgendermaßen: er hatte von Jahr zu Jahr gehofft, nach Düsseldorf in die Heimat seiner Frau versetzt zu werden. Außer seinem Gehalt erhielt er ca. drei bis viertausend Mark Dienstaufwandsentschädigung, mußte aber jedes Jahr soundso viele Dienstreisen mit einer mit einer vorgeschriebenen Anzahl von Kilometern nachweisen. In der Hoffnung auf Versetzung verschob er diese Dienstreisen möglichst in den Herbst. Dann hatten die Landwirte mehr freie Zeit. Er hielt zwei Pferde und einen Wagen, und ich war sein ständiger Begleiter. Ich erlernte das Kutschieren und konnte ihm dabei etwas behülflich sein. Die Reisen gingen meist auf sehr abgelegene Dörfer und erstreckten sich auf den hygienischen Zustand, die Dungumwehungen, die besser aus Tonerde als aus Zementmauern gefertigt wurden, weil die Humussäure den Zement angreift und zerstört. Auch wurden die zahlreichen Wasserleitungen, deren Anlage ein Verdienst des verflorenen Landrats von Hammerstein gewesen war, besichtigt. Die meist trefflichen Quellen waren vielfach mit Kohlensäure versetzt, welches die gußeisernen Rohre angriff. In komplizierteren Fällen ging der Kreiswiesenmeister zur Besichtigung mit. Ein fideler und energischer

Rheinländer, den ich kennen und schätzen lernte. Irre ich nicht, so saß er in Rhaunen. In diesem abgelegenen Orte waren wir eines Morgens in aller Frühe. Mein heutiger Kollege Römer in Bonn war damals dort Notar. Und ein Amtsrichter Liell bewohnte den ersten Stock einer Molkerei als Wohnung. An dem Kreiswiesenbaumeister erlebte ich eines Tages, was es mit einer angeborenen Gewitterfurcht, selbst bei einem sehr vernünftigen Menschen für ein Bewenden hat. Wir waren an einem hochgelegenen Ort. Es zogen Gewitterwolken auf. Er bemerkte sie und mitten im Gespräch verabschiedete er sich mit affenartiger Geschwindigkeit und setzte gleich querfeldein im Laufschrift den Berg hinunter, durch eine bewaldete Anhöhe auf das bewohnte Tal zu. Ich sehe ihn noch, wie er in seinen Nagelschuhen und den naturgefetteten groben Wollstrümpfen wie eine Gemse abwärts sprang. Er hatte uns vorher einen kleinen Vortrag über die Regendichtigkeit solcher gefetteten Strümpfe gehalten. Lehmann und ich konnten uns des Lachens nicht erwehren, blieben ruhig oben. Der Kreisarzt machte mir aber klar, daß der Mann hierzu nichts konnte. — Ich lernte mancherlei auf diesen Hunsrückfahrten an Land und Leuten kennen und wußte in vielen Dingen besser Bescheid als der Landrat v. Nasse, der sein Land, wie ich zu sagen pflegte, vom Keller des Landratsamtes aus zu regieren pflegte, obschon ihm ein Dienstwagen zur Verfügung stand und er ihn selbst fahren konnte. War das Wetter allzu schlecht – wir fuhren bei jedem Wetter – *presente medico nihil nocet* – so nahm ich einen altehrwürdigen Pelzfußsack mit, der mir zusammen mit ein Paar alpinen Nagelstiefeln beste Dienste tat. Dazu ein Paar dicke doppelte, bis an die Ellbogen gestrickte Wollhandschuhe, alles noch aus meiner Kurzeit in Arosa. Hierzu muß man wissen, daß der Kreis Bernkastel ein großes Gebiet umfaßt und die Kreishauptstadt exzentrisch an einem Zipfel liegt. Außer Bernkastel gehören noch die Amtsgerichte Rhaunen und Neumagen zum Kreis, der sich bis zu der Oldenburger Exklave Birkenfeld erstreckte, dem Sitz der Halbedelsteinindustrie. Fast vierhundert Mühlen jeder Art gab es an den zahlreichen Bächen des vielfach tief eingeschnittenen Geländes. In manchen abgelegenen Orten waren noch altertümliche Wirtschaftsformen und vielfach Kulturrelikte, z. B. eigene Webereien, Gerberei und gemeinsame Lohmühlen, eigenes Gewebe, Ölmühlen usw., usw. Unsere Fahrten dehnten sich bis nach Woppenroth aus und in Hottenbach sah ich erstmals in meinem Leben einen „pflügenden Juden“. Der Vater war Bauer, aber natürlich auch Viehhändler, der Sohn nur Bauer. Ein Unikum, das nicht mancher je gesehen zu haben sich rühmen kann.

Lehmann lehnte jeden Verkehr mit Juden für sich und seine Familie ab. Seine Frau konnte daher nichts in einem jüdischen Geschäfte kaufen. Mit Rothschild hatte er keinerlei Verkehr. Kam er mit ihm dienstlich zusammen, z. B. bei Obduktion einer Gerichtsleiche, so begrüßte Lehmann den protokollführenden Gerichtsschreiber durch Handschlag, den jüdischen Richter durch stumme Verbeugung. Wer mit Kreisarzt Lehmann verkehrte, mußte doppeltes Essen geben, denn mit Rothschild konnte man ihn nicht einladen. Man kann sich daher vorstellen, welchen Groll und Bitterkeit Rothschilds gegen ihn hegten. Lehmann blieb stets ganz korrekt, überhaupt behielt man gegenseitig die Haltung. Nur einmal rutschte Frau Rothschild meiner Frau gegenüber aus, indem sie die Mutter Lehmanns als Fischweib bezeichnete, wozu allerdings deren Äußeres alle Veranlassung gab. Sie war nämlich eine ungemein wohlwollende ältere Frau norddeutschen Charakters, aber in der ganzen Figur und im Gesicht derartig auseinandergegangen, daß sie wirklich sehr gut als Fischfrau auf dem Markt hätte sitzen können. Im Gegensatz zu ihr war Frau Rothschild die anmutige Tochter einer allerdings ebenso jüdisch wie häßlich aussehenden Frankfurter Dame, von der Hans v. Gumpenberg in seiner Heine-Parodie treffend bemerkt: „Frisch gekauft im ersten Vorwitz sind sie zum Entzücken freilich, aber später lieber Moritz, später werden sie abscheulich.“

## **Grauwacke**

Der rheinische Schieferdevon, genannt die Grauwacke, ist ein ausgezeichneter Baustoff, aber gefährlich, wenn er nicht ganz knochentrocken verbaut wird. Der frühere Mann unserer Hauswirtin Hildegard Liell hatte, ehe er sich als Junggeselle sein stattliches Haus baute, die Steine brechen und jahrelang unter einem Dache trocknen lassen, bevor er sie verbaute. Das Haus war und blieb stets trocken, kühl im Sommer und warm im Winter. Ganz im Gegensatz hierzu hatte man an dem Hause, das Kreisarzt Lehmann bewohnte, den Fehler begangen, mit zum Teil feuchten Steinen zu bauen, und der öffentliche Vertreter der Hygiene hatte Feuchtigkeit und Salpeterausschläge an den Wänden seines Schlafzimmers, war aber an diesem Punkte schwach gegenüber seiner Frau, die das sonnige und trockene Straßenzimmer nicht wie natürlich zum Schlafzimmer sondern zum Salon eingerichtet hatte. Wir benützen nicht gern diesen stillösen Salon und drangen oft genug gänzlich unbekümmert in das Wohnzimmer zu ebener Erde ein, obschon Frau Lehmann die strikte Losung gegeben hatte: „Bitte

nach oben.“ Dieses „bitte nach oben“ war für uns eine sprichwörtliche Redensart geworden. Die sonst so korrekte Frau Olga hatte auch einige wenige sonstige Schwächen, z. B. sang sie gern. Hierbei brauchte sie aber einen solchen Aufwand an Stimmitteln, das ich erst schnöder Weise nur als Wehgeschrei bezeichnete. Ihr Gesangspartner war der Weingroßhändler Willi Clemens, der sich vor seinem Einsatz als Sänger den Bauch stark aufblies und sich gewaltig kröpfte. Ich beobachtete ihn dabei und obwohl ich keine Miene verzog, kam ihm ein plötzlicher Lachkrampf, indem ihm blitzartig einleuchtete, welchen komischen Eindruck sein Gebaren machen mußte. Er besaß Humor genug, selbst darüber herzlich zu lachen.

## **Würzwein**

Kamen wir an einem nassen und kalten Spätherbsttag in einen Moselort, so tranken wir wohl mal einen „einheimischen Grog“, das heißt einen heißgemachten Wein, nicht gerade aus der besten Lagerung und vom besten Jahrgang, der reichlich mit Pfefferkörnern und Zucker versetzt war. Er fuhr einem wie Feuer durch den Schlund und wärmte gewaltig. Ich glaubte, er war noch eine Erinnerung an den mittelalterlichen Würzwein, die dort noch lebendig war. Der naturreine bessere Wein wurde damals als „gemeiner Wein“ bezeichnet. Lehmann gab mit entwaffnender Offenheit zu, daß ihm gezuckerter Wein mit brandigem Beigeschmack, der einem ordentlich scharf durch die Kehle lief, besser schmeckte als eine feine und edle Kreszenz. Da konnte ich gar nicht mit.

Umgekehrt konnte ihm ein auch nur leicht angepicktes Ei den ganzen Eierkuchen verderben und seinen Darm ernstlich in Mitleidenschaft ziehen, während mir ein schon recht angegangenes noch stets gut schmeckte und bekam. „Verschieden sind die Bestrebungen der Menschen.“

Mit Frau Olga hatten wir einen gemeinsamen Butterbezug. Obgleich alles peinlich genau gebucht wurde, drohte es doch einmal wegen unterbliebener Zahlung ihres Butteranteils zu einer ernsten Differenz zu kommen. Frau Olga war besten Glaubens der Überzeugung, ihren Anteil schon bezahlt zu haben, was aber nicht der Fall war und urkundlich belegt werden konnte. Ich zog daraus den Schluß: Möglichst nichts gemeinsam, sondern jeder für sich allein.



## **Gelddifferenz**

In eine ähnliche Differenz geriet ich einmal mit Kollegen Winkler. Wir saßen bei Lauers beim Bier und als es zum Zahlen kam, hatte Winkler nur ein Zwanzigmarkstück in Gold bei sich, das die Kellnerin nicht wechseln konnte. Als ich von Winkler das Geld in einer gewissen Zeit nicht zurück bekam und ihn deswegen fragte, meinte er, er habe es mir schon längst zurückgegeben. Wir hatten beide buchgeführt, und es standen Meinungen und Buchungen gegenüber. Sachlich ließ sich die Angelegenheit nicht weiter klären. Jeder von uns hätte genau und besten Glaubens das Gegenteil von dem geschworen, was der andere geschworen hätte. Die Prozeßregeln über die Beweisführung wurden blitzartig klar. Als vernünftige Leute einigten wir uns. Winkler gab mir für die Hälfte der Differenz Rotwein seines eigenen Wachstums aus Rheinhessen. Ein Prozeß hätte nach „Beweisregeln“, also ordal entschieden werden müssen.

Weder der Jurist noch ein sonstiger Fachmann ist in Dingen, die ihn persönlich angehen, vor groben Schnitzern gefeit. Winkler, ein ganz trefflicher Prozeßrichter, übergibt an Schönberg schon fertiggestellte Klage seiner Frau auf Rückgabe eines Darlehens. Der Anwalt liest den Schriftsatz und gibt ihn mit den Worten zurück: Als Richter würden Sie die Klage ohne weiteres abweisen, sie haben die Kündigung vergessen. Winkler mußte dies lachend zugeben.

## **Rechtssünden: Mockk und Unkel**

Ein Gutsbesitzer Mainzer, der zwei linke Füße hatte, wollte seinen Garten in eine Gärtnerei umwandeln und sich dabei mit einem Gärtner Mockk verbinden. Um Vermeidung von Verwechslung wollte er den Namen seiner Frau gebrauchen, die eine geborene Unkel war. Er hatte vom Notar Dr. Astor, unrichtig beraten, schon seine gesamten Drucksachen auf Mock und Unkel abgestellt. Astor verstand es mich dazu zu bewegen, unter Vorlegung von allerlei Literatur ihm eine offene Handelsgesellschaft unter Mock und Unkel einzutragen. Jedenfalls war es nicht ganz korrekt. Abgesehen von dem Kollegen Rothschild, der mir gegenüber wiederholt darauf zu sprechen kam und mir die Unmöglichkeit dartat. Sein Gift gegen Astor war hierbei wohl die Haupttriebfeder, auch mochte er geprahlt haben, daß die Eintragung einer solchen Firma unmöglich sei. In einem Kommentar fand ich einen ähnlichen Fall, aus dem man die Zustimmung zu dieser „Sünde“ herausfinden konnte. Ich

habe mir allerdings nie darüber Gewissensbisse gemacht. Um so mehr war dies der Fall für eine Reihe Verhaftungen, zu denen ich mich in den ersten Tagen des Weltkrieges durch Schönberg verleiten ließ.

### **Kriegsschrecken und unbegründete Verhaftungen**

Ich habe irgendwo gelesen, daß im Ganzen genommen, das deutsche Volk mit einer bewundernswerten Haltung in den Weltkrieg 1914 hineingegangen sei. Demungeachtet haben wir im August anfangs tolle Tage erlebt. Alles lief durcheinander und nur Wenige behielten den Kopf. Mich verließ die Ruhe auch für kurze Zeit, und wenn ich daran zurückdenke, so habe ich heute noch ein beschämendes Gefühl. Alles wurde nach und nach oder auch gleichzeitig verdächtigt: Heute waren es Nonnen, die harmlos einen Fluß überquerten, sofort verdächtigt und einer Leibesuntersuchung unterzogen wurden. Morgen war es ebenso mit den Geistlichen. Wilde Gerüchte gingen, daß Autos angeblich Goldladungen ins Ausland brachten. Die Bauern rotteten sich zusammen, um auf diese Jagd zu machen und schossen auch auf Ärzte, die im Wagen fuhren. Auf der alten Kaffeestraße marschiert abends ein Bauer mit der Laterne durch den Wald. Hier und da drang ein Lichtblitz durchs Tal bis nach Bernkastel. Schon waren das Lichtsignale, aufgeregte Gemüter sahen feindliche Luftschiffe am Himmel. Eine erregte Volksmenge besprach die Sache abends auf der Straße. Rechtsanwalt Schönberg machte sich zu ihrem Sprecher und ersuchte mich dringend, noch abends eine Reihe von Leuten verhaften zu lassen, die des Landesverrates verdächtigt seien. Ich fiel auf den Schwindel herein, schrieb in Vertretung des nicht anwesenden Strafrichters einige Verhaftungszettel, und bald war das Gerichtsgefängnis gefüllt. Andern Morgens fuhr ich mit meinem Bekannten und Mitschüler Dr. Anton Schmitz nach Zeltingen und nahm dort zuerst eine Haussuchung vor bei einem biederem Moselschiffer, der abends zuvor mit Frau und Kindern eingeliefert worden war. Damit hatte es folgende Bewandnis: Schon in Friedenszeiten hatte sich ein Gastwirt in Cochem der Falschmünzerei verdächtig gemacht, eines Verbrechens, das oft als Deckmantel für Spionage dient. Von diesem Wirt wurden die unglaublichsten Dinge erzählt. Er wurde der Beihilfe zur Sprengung des Cochemer Eisenbahntunnels verdächtigt. Meine Haussuchung förderte nichts, aber auch rein gar nichts Belastendes zu Tage. Ich schämte mich in tiefster Seele, beeilte mich, nach Bernkastel zurückzufahren und die Häftlinge freizulassen, wobei ich nicht

anstand, mich bei Ihnen zu entschuldigen und ihnen eine schriftliche Bescheinigung auszuhändigen, daß alle Anschuldigungen völlig unbegründet seien. Ich hatte dabei doppelt gelernt, einmal, mich nicht aufregen zu lassen und das andere Mal das Innere der Wohnräume einer behäbigen Familie in Zeltingen. In der Erinnerung ist mir noch ein riesiger Vorrat an Braunkohlenbriketts. Vermutlich trieb der Schiffer Handel damit. Lange Zeit sah ich noch das aufrichtig bekümmerte Gesicht des Familienvaters, der mit seiner großen Nase eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Reichsfreiherrn von Stein aufwies.

In Bernkastel wohnte am Moselgestade ganz am Ausgang der Stadt nach Graach zu ein großer rotblonder Rentner Leutzgen mit einer hochgewachsenen schönen Hausdame Paula. Auch bei ihm führte ich eine Haussuchung durch, und zwar in seiner Gegenwart, nachdem ich ihn aus dem Gefängnis geholt hatte. Keinerlei Verdächtiges, auch sonst nichts Verdächtiges, als eine große Menge Goldstücke, deren Besitz damals erlaubt war. Leutzgen, sonst ein gewalttätiger und hochgewachsener Mann, dem eine gewisse Roheit im Gesicht nicht abzusprechen war, benahm sich durchaus ruhig und vernünftig. Er mag sich wohl etwas geschämt haben ob seines Goldbesitzes. Er erhielt die gleiche Bescheinigung. Die Betroffenen blieben still und beklagten sich nicht. Erst viel später vermißte ein Staatsanwaltsrat Pefferkorn in Trier die Originale und Abschriften der Haftbefehle. Ich wußte sehr wohl, daß gar keine da waren und hütete mich, auch nachträglich etwa solche auszustellen. Pefferkorn fiel später im Kriege, und auch über diese Sache wuchs Gras. Nicht aber in meiner Erinnerung, und den Schwur, niemals mehr einen Menschen verhaften zu lassen, der mir nicht dringend durch genaue Tatsachen als verdächtig nachgewiesen war, habe ich mein Leben lang gehalten. Blicke ich auf meine Richterzeit zurück, so ist dies das Einzige, dessen ich mich zu schämen habe. Sonst aber lebten wir fröhlich in den Tag hinein und taten redlich unsere Pflicht, ohne sich viel dabei zu denken. Damals aber in den ersten Übergangstagen war das ganze Volk in tiefster Seele aufgewühlt, als habe es eine Vorahnung dafür, welch ein schwerer Tag ihm noch bevorstand.

## Vorahnungen

Es gibt Vorahnungen und geistige Fernwirkungen, wie ich aus eigenen Feststellungen weiß. Zum Beispiel vor acht Tagen (wir waren im Januar 1942 zur Erholung in Oberstdorf) denke ich sehr scharf an unseren Bekannten Notar Dr. Astor, früher Bernkastel, heute in Boppard. Zwei Tage darauf erhalte ich von ihm und seiner Frau einen sehr ausführlichen Brief. Wir waren zwei Jahre lang ohne Verbindung miteinander geblieben. Ich habe mir von solchen Gedankengängen die genaue Stunde fixiert und in meinem Tagebuch aufgeschrieben. Nachher konnte ich dann feststellen, daß der Andere zur selben Zeit den Brief geschrieben oder im Geiste vorbereitet hatte. Meine Mutter hatte aus diesen Erfahrungen heraus sogar ein kostenloses Inkassobüro eingerichtet. Sie setzte sich abends in der Dämmerung in ihren bequemen Lehnstuhl, gedachte der säumigen Zahler unter ihren Mietern in der Bonngasse und beschimpfte diese heftig im Geiste. Der Erfolg war prompt, aber gar nicht überraschend: andern Tags erschienen die faulen Zahler und beglichen ihre Miete. – 1911 war ich in der heißen Sommerzeit mit Helene, die damals in Hoffnung war, bei den Schwiegereltern in Bonn. Auf der Lese war eine Zusammenkunft der Juristen, und der Oberlandgerichtspräsident Morkramer hielt eine ernstgestimmte Rede und sprach voller Sorgen über die drohenden Gewitterwolken, welche sich am politischen Himmel zusammenzogen. Es war damals die Zeit der Marokkokrise, die damit endete, daß der französische Minister Delcassé gestürzt wurde. Ein deutliches Vorzeichen für den späteren Weltkrieg. In diesem gab ich den Damen bei einem Kränzchen in Bernkastel zu verstehen, sie würden noch die Fenstervorhänge abnehmen und Kleider daraus machen. Ich wurde ausgelacht, und später gab man mir recht und erinnerte sich an meine Vorhersage.

Als etwa zehnjähriger Junge besuchte ich mit meiner Mutter die Notarstube Brabender, damals Meckenheimer Straße 61, in dem alten Anwesen, das ein Freiherr von Diergard erbaut und bewohnt hatte (heute steht dort die Kreissparkasse). Das Wartezimmer war mit Urkundengestellen bis „an das hohe Gewölbe hinan“ gestopft voll. Mir gefiel das ungemein: „Mutter, ich will auch Notar werden.“ Fünfzig Jahre später sitze ich im Hause gegenüber als Notar mit zweiundsechzig Jahren. —

Im Herbst des Jahres 1918 bemühte ich mich um Versetzung von Bernkastel in die Nähe von Bonn. Nach Bonn selbst wollte ich nicht, aus dem unzutreffenden Gefühl, es könnten sich Zuständigkeitskonflikte mit meinem Bruder Josef ergeben, der hier seit langen Jahren als Anwalt tätig war, oder die Justizverwaltung würde das nicht gerne sehen. Landgerichtspräsident Junkermann in Bonn, ein Bekannter von Forstmanns aus Werden, hielt meine Zweifel nicht für begründet. Ich sah mich nach Wohnungsmöglichkeiten in Königswinter, Sinzig usw. um. Bei Notar Justizrat Schorn, Bonn, Meckenheimer Straße, hatte ich eine Unterschrift zu beglaubigen und besuchte den alten Herrn, der aus Rheinbach stammte, in seinem Hause, in dem heute Kollege Noeller seinen Amts- und Wohnsitz hat. Es war kühl, und es fiel ein leichter Regen. Im Hause war es schön warm und heimlich, und der greise Notar saß behaglich in seinem Zimmer zum Garten hinaus, und ich unterhielt mich mit ihm über seine Vaterstadt, wo ich damals noch im Kriege als Amtsrichter in einer kleinen Dienstwohnung „am“ Zuchthaus wohnte. Es drängte sich mir der Gedanke auf: könntest du doch auch als alter Notar so in einem gemütlichen Hause in der Meckenheimer Straße in Bonn sitzen. Zehn Jahre später war ich Notar in Bonn, und wieder dreizehn Jahre später sitze ich als Notar mit meinem Büro und der Wohnung in der gleichen Straße, aber in einem viel angenehmeren Teil derselben.

Während der ganzen Jahre des Weltkrieges hat mich ein bestimmtes Gefühl nicht verlassen: trotz aller Erfolge lag es wie ein Bleihimmel stets und immerdar über mir, ohne daß ich mir etwas hätte anmerken lassen. Im heutigen Kriege habe ich davon keine Spur, vielmehr trotz aller gelegentlichen Depressionen doch immer das sichere Gefühl eines befriedigten Ausgangs. Ebenso werde ich ein bestimmtes hoffnungsfreudiges Gefühl nicht los, daß trotz der vielen Fliegeralarme meinem Hause und den Meinigen nichts Wesentliches passieren wird, unerachtet der großen Zerstörungen, welche im Mai in Köln und neuerdings im August in Düsseldorf, Duisburg usw. Hoffen wir, daß dieses Gefühl nicht fehl geht.

### **Bernkasteler Köpfe und Gestalten – Heinrich Leistner**

Der alte Bierbrauereibesitzer Schmittgen, der „vom Zusetzen“ lebte (Er und seine Familie gediehen ganz gut dabei. Er selbst war allerdings ein ziemlich

dürre und faltige Hecht.), hatte einen evangelischen Braumeister, der aus Franken aus der Gegend zwischen Würzburg und Nürnberg stammte. Diesen sympathischen und kraftvollen Mann lernte ich gelegentlich in seiner Eigenschaft als Säckelmeister der evangelischen Kirchengemeinde Bernkastel kennen. Er wohnte auf der Brauerei, und ich erinnere mich noch gut unserer ersten Begegnung, als ich ihm die Kirchensteuer für meine Frau brachte. Sein echt fränkischer Gesichtsschnitt ist mir heute noch ebenso frisch in Erinnerung, wie seine sehr schlanke Frau mit mädchenhaftem Aussehen, die aus einer Winzerfamilie in Dusemond stammt. In einem weitläufigen Drahtgittergehege spazierte ein ausgewachsener Rehbock, den er als Kitz auf der Jagd gefunden, mit heimgebracht und mit behördlicher Genehmigung aufgezogen hatte. Er ließ sich nur von seiner Tochter Lorchen behandeln und wurde schließlich in der Brunftzeit so wild, daß er nicht mehr zu bändigen war und abgeschossen werden mußte. Vorher waren die Juden gekommen und hatten Leistner ein hohes Gebot auf den Rehbock gemacht, und ihn zu schächten, um endlich einmal koscheres Wildbret essen zu können. Leistner hatte dies mit Entrüstung abgelehnt. Damals ahnte ich nicht, wie ich ihm später näher treten und ihn besonders hochschätzen lernen sollte.

Im März 1917 fiel als Soldat ... Liell, einziges Kind unserer Hauswirtin, Witwe Karl August Liell, Hildegard geb. Plaum, welche aus Prüm in der Eifel stammte. Der Schmerz der Mutter war erschütternd anzusehen und anzuhören. Mehrere Tage wimmerte sie in körperlichem und seelischem Schmerz wie ein verwundetes Tier. Sie faßte den Entschluß, das stattliche Haus und die große Weinhandlung, ebenso wie den Wohnbesitz, zu verkaufen. Ich riet ihr zwar dringend ab, aber ihr Entschluß stand fest. Auf ihr Ersuchen half ich ihr dabei, obschon ich gerade damals wieder an einer öfter sich wiederholenden leichten Lungenblutung litt und häufiger das Bett hüten mußte. Als Bewerber für das Haus, die Kellerei und das Weinhandelsgeschäft kam hauptsächlich Heinrich Leistner in Frage, der sich als gründlicher Fachmann erwies. Er war so entgegenkommend, auf Anregung von Frau Liell als Erwerber des Hauses mich mit meiner ganzen Familie in den besten Teil der Wohnung im ersten Stock zu belassen und sich selbst mit dem Erdgeschoß und dem größeren Teil des zweiten Stocks zu begnügen. Wir wohnten sehr einträchtig zusammen, und es war mir ein Genuß, mit Leistner fast täglich zusammen zu sein und den gesamten Ablauf der Geschäfte einer Weinhandlung gründlich kennen zu lernen. Alljährlich

erwarb er im Herbst eine Menge geschnittener Trauben, um sie selbst zu keltern, ebenso den Aufwuchs in den Weinbergen seiner Frau, von denen eine Brauneberger Juffer Auslese ein köstlicher Tropfen war, der uns jahrelang im Keller nicht ausging. Wie oft und mit Genuß haben wir bei Leistner Weinproben veranstaltet und dann die Preise für den Verkauf festgesetzt. Eine innige Freundschaft verband unsere kleine Marianne mit dem guten Onkel Leistner, und jeden Morgen fand sie sich pünktlich um zehn Uhr bei ihm in der Küche ein, um an seinem Frühstück teilzunehmen. Dafür sammelte sie ihm alle alten und gebrauchten und neue und ungebrauchte Drahtstifte zum Nageln der Kisten, welche sich täglich zahlreich in den Ritzen des Pflasters fanden. Frau Liell hat mir in Anerkennung meiner Hülfe bei dem Verkauf des Anwesens, für die ich als Amtsrichter natürlich nichts berechnen konnte, außer einem großen Faß Treber zum Schnapsbrennen eine riesige Geschäftskiste voll alter Geschäftspapiere geschenkt, aus denen wir im damaligen Kriege viele Behelfsumschläge herstellten. Für ihre Möbel veranstaltete Frau Liell vor ihrem Wegzug nach Wiesbaden eine Versteigerung, und wir erstanden uns darin einen alten, übel aussehenden Kapselschrank, der im Lager stand. Dieser Schrank stammte aus Prüm, ähnlich wie einige andere wundervolle Schränke, aus den Beständen der alten Reichsabtei. Auch dieser Schrank war, so unansehnlich er geworden war, von wunderbarem altem Eichenholz. Wir schleppten ihn später bei unseren Umzügen mit nach Rheinbach, wo er lange im Zuchthaus lag. Erst später in Bonn erlebte er seine Wiederauferstehung durch den kunstfertigen Schreiner Krämer in Bonn. Er fertigte ein neues Fach mit Türen und oben ein neues Gesims dazu. Heute ist er eine Zierde als Eck- und Gläserschrank in unserem Eßzimmer. Jedermann ist überrascht über das schöne alte Eichenholz.

Mit den überklebten Umschlägen hatten wir ein besonderes Erlebnis. Aus Papier- und Leimmangel wurden die mit fertigen Adressen versehenen Umschläge nur ganz klein beklebt. Einmal fiel das Deckblatt ab, und der Brief gelangte auf großen Umwegen an einen Major an die Front, der sich das Wunder nicht zu erklären vermochte. Seine alte Friedensadresse war genau darauf angegeben. Wir klärten ihn auf und führten noch eine Zeit lang einen Briefwechsel miteinander. Der Kölner Lederleim war damals eben auch so selten geworden wie heute, ich hatte ihn immer dünner verwendet, und schließlich hatte er nicht mehr Klebkraft genug.

Heinrich Leistner litt am Herzen und ging jeden Sommer zur Kur nach Kissingen. Vorher aber schickte er schon eine Kiste Wein dorthin. Ob das die Kur förderte, wollte mir fraglich erscheinen. Seine zweite Tochter hat in Bonn studiert und später einen Dr. Conrad aus Dusemond geheiratet, mit dem sie noch heute in glücklicher Ehe lebt. Unsere Kinder hatten eine große Freundschaft mit dem Sohne Heinrich, dessen ich mich noch als eines lang aufgeschossenen Jungen erinnere. Heute sind die Eltern Leistner tot, und der junge Heinrich führt mit seiner Schwester Lorchen das Geschäft und den Weinbau. Beide sind unverheiratet.

## **Sprachstudien**

Jeder Deutsche hat eine besondere Freude an seiner Sprache. Dabei meine ich vornehmlich die gesprochene Sprache, nicht die Schriftsprache. Jeder simuliert auch über den Ursprung von Wörtern, deren Bedeutung ihm nicht ohne weiteres erkennbar ist. Dem aufmerksamen Beobachter entgeht es nicht, daß nur die Mundart die Grundlage der Sprache bedeutet und aus ihr fortwährend neues Sprachgut wie eine unversiegbliche Quelle zum Licht aus dem Dunkel der Erde hervorsprudelt, um dann mehr oder weniger langsam in die Schriftsprache übernommen zu werden. Mir will als Vergleich die Hefe mit dem Wein hierfür als das beste Sinnbild erscheinen. Beobachtet man den Wein in einem gläsernen Fasse, so sieht man, daß ein ununterbrochener Austausch zwischen Hefe und Wein stattfindet. Die Hefe ist die Mutter des Weines und die Mundart die Mutter der Sprache. Neue Wörter, die ohne Untergrund gemacht werden, sind alles künstliche Gebilde, die sich eine Zeit lang halten und dann vom Sprachverkehr abgestoßen werden. An solchen Wortgebilden, die in der Luft hängen, erleben wir heute eine Menge. Fast alle sind Totgeburten. Ich meine, ein Deutscher, der nicht seine heimische Mundart auch als Sprache beherrscht, ist nicht als ganz voll anzusehen. Es ist keineswegs leicht, eine Mundart in allen Schattierungen zu beherrschen. Wir lernten als vier Brüder die rheinische bäuerliche Mundart in Olsdorf - Alfter bei unserem Großvater und Ohm Johann richtig kennen. Sie hatten beide ein richtiges und feines Gefühl dafür. Sie sprachen mit uns und in unserer Gegenwart miteinander nur reines Hochdeutsch „wie es in der Zeitung steht“, im übrigen aber ließen sie uns untereinander mit dem Gesinde genau so sprechen, wie uns der Schnabel gewachsen war. Bei der Großmutter in Heimerzheim, den verschiedenen Onkeln und der Tante Katharina dort sprachen



wir gleichfalls nur Mundart und das Hochdeutsche nur in parodistischer Form, um irgend jemanden nachzumachen, z. B. meinen Patenonkel Matthias Rech aus Köln. Das war eine Quelle unerschöpflicher Belustigung.

Als ich nach wohlbestandenem Richterexamen eine langjährige Lungenkur im Hochgebirge in Graubünden machte, hatte ich die Beschäftigung mit meiner heimatlichen Mundart vielfach als Zeitvertreib benutzt. Ich beschrieb einige tausend Blätter nach den Vorschriften, wie sie damals die Redaktion des Rheinischen Wörterbuches gab. Heute lese ich in den immer noch erscheinenden Neulieferungen dieses Rheinischen Wörterbuches öfters A1/Bo und erkenne dann mit Genugtuung, daß der Beitrag von mir stammt. Ordentlich stolz wurde ich, als ich gelegentlich einer mundartlichen Unterhaltung mit Bauern vom rheinischen Vorgebirge mit sechzig Jahren dahin charakterisiert wurde: „Dä stamp va Alfter“. Sie hatten das Timbre meiner mundartlichen Aussprache genau erkannt, wie es mir selbst gar nicht bewußt ist. – Glückliche, wer seine Mundart beherrscht. Hoffentlich erlebe ich es, daß unsere Enkelkinder auch ihre erlernen. Als ich im Jahr 1937 mit Helene unsere Silberne Hochzeit feierte, luden wir in Hersel Freunde, Bekannte und Nachbarn in das alte Fabrikgebäude auf den Hof zu einem Volksfest ein. Es gab nicht nur Herseler Bier, frisch vom Faß, Kartoffelsalat mit Herseler Würstchen und Düsseldorfer Senf ohne Ende, sondern auch die Rede des Jubilars hielt der Notar in rheinischer Mundart. Dies war nicht so leicht, wie der Laie glaubt. Alle gebräuchlichen Redensarten und rhetorischen Floskeln gibt es in der Mundart nicht und sie zu gebrauchen, wäre geradezu stillos gewesen. Man muß sich ordentlich darauf besinnen, alles ganz einfach und sachlich auszudrücken und nicht in Phrasen zu verfallen, womit man sich in den Augen der Bauern und Arbeiter unsterblich blamieren kann. Es ging, so weit ich beurteilen konnte, ganz gut. Meine Rede wurde aber weit übertroffen von der Gegenrede des völlig ergreisten Nachbarn Henn Faßbender, der ein Menschenalter lang als Schreiner in der Fabrik meines Schwiegervaters gearbeitet hatte und nebenbei Kleinbauer war. Er redete geradezu klassisch, erinnerte an die alten gemeinsamen Erlebnisse und sang dazu ein kleines Liedchen in Mundart mit derbem Inhalt, dessen Kehrreim aber sofort von allen Anwesenden mitgesungen wurde. Diese Leistung ließ den Nachbar Gran aus Uedorf nicht ruhen, und bei fortgeschrittener Stimmung zitierte er Schillers Gang nach dem Eisenhammer. Das war gut gemeint, aber ein riesiger Abfall nach dem Vorhergehenden.

## Bernkasteler Köpfe II

Den Weingroßhändler **Josef Hauth jun.** lernte ich als alten baufälligen Mann kennen, der abends mit Dr. Nathan Wolff einen Dämmereschoppen im Hotel Zu den Drei Königen bei Gassen trank. Dabei schliefen diese Biedermänner ein und wackelten mit den Köpfen. War ein anderer dabei und wollte sich noch so leise verdrücken, so wachten sie sofort auf und baten flehentlich, doch noch ein bißchen zu bleiben. Im selben Moment schliefen sie weiter. Einige zehn Minuten später wiederholte sich genau dasselbe, und so fort bis tief in die Nacht hinein. War es aber Tag, so stand Hauth zwischen der Bahnhofstraße, in deren Nähe er wohnte, und dem Gasthaus Gassen auf der Mauer, um denjenigen zu verhaften, der mit ihm über die Moselbrücke ging. War er mit seinem Opfer hinüber, so postierte er sich mit ihm in der Nähe der Brückenpfeiler an der anderen Seite, wo alle Bernkasteler Spießer das Recht hatten, ein Verkehrshindernis zu bilden. Dort hielt er ihn in eifriger Unterhaltung so lange fest, bis seine lebhaft umherschießenden Äuglein ein neues Opfer in der entgegengesetzten Richtung eräugt hatten. Flugs ließ er den ersten los und stürzte sich auf den zweiten, um mit einer netten und verbindlichen, mitunter aber mit einer etwas herrischen und zielbewußten Art, die man aber dem alten und stets griffbereiten Herrn nicht übelnehmen konnte, das neue Opfer wieder auf die alte Seite zu schleppen. So klein und häßlich, wie er äußerlich war, so interessant konnte er einen unterhalten. Er hatte es zu einer riesigen Kellerei gebracht, aber nicht viel Glück in seiner Familie gehabt. Seine hochgewachsene Frau machte selbst in dem allgemein ernsthaften Bernkastel einen auffallend stillen und ernsten Eindruck. Seine Tochter war als ein erotischer Tiger ihre eigenen Wege und gleich von Hause weggegangen. Zu jener Zeit war sie die Frau oder die Geliebte eines bekannten Afrikaforschers und Kolonialoffiziers. Sie zeigte sich äußerst selten. Sein Sohn Egon war ein seltsames Gemisch von einem tollen Depp und einem jugendlichen, meist geschmacklosen Witzling. Einige Zeit nach dem Tode der Eltern, die im Geruche standen, im Stillen viel Gutes zu tun, heiratete er klugerweise eine tüchtige und kluge Kellnerin von Gassen, die dafür sorgte, daß ihm nach dem Niedergang der großen väterlichen Firma noch erhebliche Vermögensreste erhalten blieben und ihm mehrere Kinder brachte. Ein witziger rothaariger Kölner Gerichtssekretär bezeichnete ihn mir gegenüber einmal als den „Dollen Cues“, eine Bezeichnung, die ich sehr treffend fand und in meinen heimischen Sprachschatz aufnahm, als Gegenstück zu dem berühmten Nikolaus von Cues. In der Nähe war Egon Hauth geboren

und geblieben nach dem Worte des Oberförsters Bauer: „Wo der Hase geheckt wird, da bleibt er.“

## **Louis Hauth**

Ein Vetter des obengenannten Egon war ein vollkommen anderer Mensch. Er lebte in Wehlen in einem prachtvollen neugebauten Hause in kinderloser glücklicher Ehe mit seiner Gela. Sie war eine Tochter des Kaufmanns Koch in Bernkastel aus dessen erster Ehe. Er war beteiligt an einer Firma Wwe. Nikolaus Hauth Erben, zusammen mit seinem Vetter, wenn ich nicht irre. Die Eheleute führten ein gepflegtes Haus mit einem prachtvollen Garten, den die Frau mit ganz besonderer Liebe pflegte. Das Haus war geschmackvoll eingerichtet, zum Teil wohl unter Mithilfe seines Vetters Hauth, eines bekannten Wein- und Kunsthändlers in Düsseldorf, den ich auch gelegentlich kennen lernte. Louis Hauth war als Jäger und als Mensch allgemein beliebt ob seiner ruhigen und sicheren Art und ob seines wirklich klugen und sachlichen Urteils in fast allen Dingen. Gegen seine Frau, welche wesentlich jünger war als er, zeigte er sich als rechter Kavalier. Seine Frau war recht lebenslustig und führte Haus und Garten geradezu mustergültig. Die Fülle der Früchte im Garten zeigte, wie dankbar das Moselklima und sein guter Boden bei sachverständiger Bearbeitung sind. Namentlich Äpfel gediehen sehr gut, auch Maulbeeren und Nüsse. Im Herbst hatte Hauth regelmäßig einen größeren Versand von reifen Äpfeln. Seine Frau Gela hatte nicht nur ein Kränzchen mit den Beamtenfrauen, sondern auch ein zweites mit den Einheimischen, bei denen die Personen weniger wechselten wie bei den Beamten. Das Streben nach höheren Umgangsformen war unverkennbar. Im Winter ging das Ehepaar zum Wintersport auf das Feldberghotel. Eines Morgens lag der Ehemann tot im Bett, er war gänzlich ohne Beschwerden nachts gestorben. Leider hinterließ er seiner Frau keine rosigen Verhältnisse. Haus, Garten und Geschäft mußten aufgegeben werden, und sie zog zu ihrem Halbbruder Walther Koch nach Berlin, wo sie auch heute noch lebt und freundschaftlich mit der Witwe des späteren Kreisarztes Dr. Knoll verkehrt.

Louis Hauth besaß außer seinen scharfen Jägeraugen eine Fertigkeit, die ich seitdem nicht mehr beobachtet habe: Saß ihm eine Fliege auf dem Handrücken, so konnte er durch eine blitzschnelle Drehung der Hand die Fliege zwischen den

Fingern fangen.

## **Brücken**

Wenn man acht Jahre lang täglich mindestens vier mal über eine Brücke schreitet, wie ich es in Bernkastel getan habe, so bekommt man etwas wie ein Brückengefühl. Mal scheint die Sonne, und man geht mit einem wahren Hochgefühl durch die warme und vom Flusse aus stets angefeuchtete Luft, sei es im Winter oder im Sommer. Stets richtet sich der Blick flußabwärts auf die sanft geschwungenen Berge mit den tausenden Rebstöcken. Sind diese noch unbelaubt, so brechen die naturfarbenen Holzstöcke das Licht in wundervoller Weise. Bald scheint die ganze Landschaft ausgefüllt mit einem Opalglanz, so namentlich im Winter und im Frühjahr. Erst Mitte Mai läuft das Grün des Weinstockes aus und gewinnt allmählich die Oberhand der Landschaft. Dann überziehen sich die Lagen mit einem dunkelgrünen Samt, auf dem die wandernden Wolken alle möglichen leuchtenden Farbenerscheinungen hervorzaubern, stets wechselnd und den Wanderer erfreuend. Man kann dem Spiel von Wolken und Sonne ohne Ermüdung stundenlang zusehen. Zieht ein Gewitter auf, so wird alles unheimlich plastisch, und die Farben wechseln noch schneller, um bei Regen in ein fahles Grau zu versinken, aus dem dann die Spitzen der abertausend Pfähle wieder hell hervorblitzen. Im Herbst erscheint die Lichtbrechung der „Wingertz Pöhl“ gegen das Farbenspiel der nunmehr bunten Blätter. Jedes einzelne Blatt wird ein Juwel mit den stärksten Farbwerten von Gelb zu Rot und mit entzückender Zeichnung der Fläche. Manchmal aber stürmt es, und man legt sich gegen den Wind und beschleunigt seine Schritte. Plötzlich schnappe ich nach meinem Hut, zu spät, er fliegt im hohen Bogen durch die Luft, senkt sich auf das bewegte Wasser und schwimmt davon. Es war ein alter lebenswürdiger Wanderfilz, schweißdurchtränkt. Ich vermißte ihn mit Schmerzen. Meine Frau freute sich dagegen, denn der Hut war in ihren Augen längst überständig.

Die Bernkasteler Brücke bestand aus zwei Seitenbrettern in Eisenstrebungen, denkbar einfach und nüchtern. Aber man hatte den freien Himmel über sich und konnte nach allen Seiten frei hinausschauen. Die Laufstege waren von derben Bohlenbrettern, durch deren Ritzen man unmittelbar in das Wasser sah; es war keineswegs eine Verschönerung, als diese Bohlen eines Tages durch

Zementplatten ersetzt wurden. Die Brücke gefiel mir sehr viel besser, als die in Traben-Trarbach, bei deren Begehung ich mich stets beengt fühlte. Statt des freien Himmels hat man dort immer das Eisengerüst des hohen Brückenbogens über sich. Es hat schon etwas an sich mit dieser Brücke. Jedenfalls sind für den Hinüberschreitenden alle diejenigen Brücken die angenehmsten, die den tragenden Bogen unter der Schritt- und Fahrbahn haben. Unter diesen machte mir den schönsten Eindruck von allen, die ich kenne, die alte Mainbrücke in Würzburg und die Prager Karlsbrücke über die Moldau. Mit einem herrlichen freien Gefühl wandelte, fuhr und bummelte man über diese beiden Brücken mit dem unvergleichlichen Blick auf die Stadt Würzburg und die Marienfeste, oder auf den Hradschin und das völlig deutsch anmutende Prag. Von ähnlicher Sicherheit sind die zahlreichen, aber freilich viel kürzeren Brücken über Seine in Paris. Sie stimmen unvergleichlich gut in das Gesamtbild dieser beglückenden Stadt. Ein Problem eigener Art sind aber die Hängebrücken. Das Urbild ist die tropische Hängebrücke in Asien, die über einen tiefen Abgrund und einen reißenden Gebirgsfluß tief herunterhängt und an beiden Stützpunkten oben aufgehängt ist. Schreitet man darüber, so gerät sie gehörig ins Schwanken, und um nicht herunterzufallen, wird man sich dem Rhythmus anpassen müssen. Eine solche Brücke hatte ich nicht gesehen, sondern nur im Traum erlebt. Ich stelle mir vor, wie ein schwerbeladener Kuli im Paßschritt sich langsam hinüberarbeitet. Eine gewisse Ähnlichkeit damit haben die Seilbrücken in Freiburg in der Schweiz. Sie hängen in eisernen Drähten und schwanken gehörig, wenn ein leichtes Gefährt hinüberfährt. Das Gefühl der Sicherheit verläßt einen trotzdem nicht, während ich mir vorstelle, daß es einen auf einer Bambushängebrücke sehr im Stich lassen muß.

Jeder Brückenbau hat wohl damit begonnen, daß ein hingelegter oder hingestürzter Baum zum Überqueren eines Wassers benutzt wird. Holzhacker und andere schwindelfreie Leute benützen heute noch derartige Naturbrücken, um trockenen Fußes über einen kalten und meist steinigen Gebirgsbach hinüberzufinden. Das nächste ist, daß man ein Brett legt und dies an einer Seite mit einem Geländer versieht. Ist das Geländer doppelt, so ist die Brücke kräftig. Ist das Brett nicht lang genug, so legt man in der Mitte Steine unter. So entwickelt sich der Brückenpfeiler. Erst die eingerammten Pfähle mit einem Wehr gegen die Strömung zum Auffangen der Wurzel- und Asthölzer, die der Bach stets mit sich führt. Die eingerammten Pfähle werden mit Steinen gefüllt, und aus diesen Palisaden mit Steinfüllung entwickelt sich allmählich der

Brückenpfeiler aus behauenen Werksteine, dessen besonders gründliche Fundamente auf die Sohle des Flusses verlegt werden. Solche Brücken, solide gebaut, halten oft Jahrhunderte lang und sind meistens ein Schmuck für die Landschaft. Über solche Brücken zu wandern ist stets ein hoher Genuß. Man hat den Himmel über sich und den Fluß unter sich mit dem Gefühl, der kann mir nichts anhaben. Fast auf allen diesen Brücken hat man herrliche Landschaftsbilder. Als man sich in Frankfurt am Main entschloß, die alte Mainbrücke zu ersetzen, gab man sich die größte Mühe, nichts an dem landschaftlichen Eindruck zu ändern. Man kann wohl sagen, daß es gelungen ist. Enttäuscht war ich von den Brücken in Passau. Ich hätte mir eine herrliche Verbindung beider Ufer von Inn und Donau vorgestellt und fand nur eine Reihe ziemlich nüchterner Flußübergänge. Der Inn gebärdete sich übrigens damals als starker und gewalttätiger Mann, gegenüber der breit und sanft fließenden Donau.

Am schönsten fand ich stets eine alte Schiffbrücke. Die neue Verkehrsentwicklung hat leider die meisten dieser Brücken weggespült. Nur in Koblenz kann man eine solche noch erleben. Sie schmiegt sich dem Fluß in trefflichster Weise an und ist jedenfalls die bequemste von allen. Sie hat einen Seltenheitswert und wird von allen, die sie benützen, augenscheinlich sehr geliebt. Obwohl man mitunter durch das Ausfahren lange warten muß bis man hinüberkommt, so hat doch alle Welt hierzu Zeit und lehnt es ab, über eine nahe feste Brücke zu marschieren.

In meiner Jugend gab es zwischen Bonn und Beuel eine fliegende Brücke. Diese gute alte Gierponte fuhr recht stolz und langsam von einem Ufer zum anderen. Sie hing an einer unendlich langen Kette, die unterwegs von verschiedenen kleinen Kähnen getragen wurde. Auf dem Fahrschiff der Ponte war ein großer Galgen, über dem die Rolle zur Befestigung der Kette auf einer Laufkatze hing. Eine Glocke hing daran und läutete vor der Abfahrt lange und eindringlich: „No Beuel, no Beuel, no Beuel.“ Es waren gemächliche Zeiten, und es wurde als ein unerhörter Fortschritt gepriesen, als daneben für eilfertige Menschen ein kleines Dampferchen eingesetzt wurde, das den Personenverkehr über den Rhein besorgte.

Die ein wenig ins Spielerische geratene feste Brücke mit zwei damals als besonders kühne Konstruktion angestaunten Bogen erregte zwar damals allgemeine Bewunderung, ihre höchst überflüssigen Türme auf den

Brückenpfeilern hat man neuerdings etwas gekürzt und Flakgeschütze darauf gestellt. Seitdem sehen die Türme etwas manierlicher aus, insofern als sie eine zweckmäßige Funktion erhalten haben. Das Schlimmste sind solche Brückenaufbauten voll mittelalterlicher Romantik, die als reine Dekoration wie Theater wirken und einen peinlichen Eindruck hervorrufen können, wie dies z. B. in Köln bei der Hohenzollernbrücke der Fall ist.

### **Einiges vom Amtsgericht**

Das Gebäude vom Amtsgericht Bernkastel liegt im Moselbett, der Keller und die Räume für die Gefangenen im Untergeschoß fast auf dem Flußboden, das Erdgeschoß hoch an der Straße erbaut in „eigens dazu erfundenem Stile“ aus Gotik mit romantischem Einschlag, im ganzen aussehend wie eine stählerne Trutzburg, aber kühl im Sommer und warm im Winter. Im Inneren durchaus in der bekannten preußischen proletarischen Ausstattung aller Gerichte, wie Bismarck es so treffend in seinen Gedanken und Erinnerungen ausdrückt. Die Treppen mit ihren Wappen und Inschriften hatten etwas Ordensburgartiges. Schön war die Inschrift: „Jeder Richter sitzt an Königs statt.“

Eines Tages hatte ich die Frage zu lösen, ob in Preußen der König Vorgesetzter über seinen Minister, mit anderen Worten: hatte der preußische Landwirtschaftsminister Freiherr von Schorlemer zur Übernahme der Vormundschaft über seinen Enkel Fürstenberg die Genehmigung des Königs nötig oder nicht. Weder dem Justizminister noch dem Minister des Inneren war der Fall jemals vorgekommen. Keiner wußte Bescheid. Assessor Schmitz fand des Rätsels Lösung: Beachten Sie die Inschrift im Treppenhaus, nehmen Sie den Sitz da ein und machen Sie es wie der König. Schorlemer fand diese Lösung trefflich und war herzlich froh, in dieser Sache Willi nicht bemühen zu müssen, mit dem in solchen Dingen je nach nicht gut Kirschen essen war. Er bedankte sich noch besonders dafür, daß er nicht wegen sachlicher Zuständigkeit an das Amtsgericht Berlin Mitte mit seinen endlosen Korridoren verwiesen wurde. Seine Dankbarkeit erwies er durch die billige Überlassung eines Zuchtkaninchenpaares Marke graue Silber. Wir erzielten von diesen schöne Tiere mit gutem Fleisch und gutem Pelz. Unsere Kinder trugen Schals, Kragen und Mäntel davon.

## **Faber**

In einem dunklen Parterterraum stand klein und vollbärtig der Zwerg Alberich. Er trug einen langen Bratenrock, warf man einen Blick in sein Gesicht, so wußte man sofort, daß er voll Gutmütigkeit und ohne Arg war. Er war nie dazu zu bewegen, eine klare deutliche Stellung oder einen Standpunkt in einer Streitfrage zu vertreten. Nach einer alten Vorschrift erhielt der etatmäßig eingestellte Richter vierteljährlich einen Taler zur Beschaffung von Papier für den amtlichen Gebrauch. Es war ebenso eine alte Überlieferung, daß diese Papiertaler vertrunken wurden. Ich setzte unseren guten Zwerg Alberich eines Tages in tödliche Verlegenheit, als ich ihm für einen Taler Papier abkaufen wollte. Er lehnte es strikt ab – diesmal hatte er wirklich eine Meinung – und war verzweifelt, als ich darauf bestehen wollte, er fand keine Spalte für eine derartige Einnahme in seinem monatlichen Kassenabschluß. Ich hatte zwar in Königswinter beim alten Wolbert den Kassenabschluß gelernt und einen Blick in die kameralistische Buchführung getan und ließ mich erweichen. Zum Dank für mein „Entgegenkommen“ übergab er mir einen ganzen Stoß Amtspapier, von dem ich noch lange Jahre zehrte. – Es war das einzige Mal, daß ich Faber eine entschiedene Meinung vertreten sah. Er war eine besondere Respektsperson im Bernkasteler Kasino, dessen Mitglied ich nie war. Seine Frau war eine feine und geschmackvolle ältere Dame, von der der derbe Arzt Dr. Kettenhofen in unglaublicher Weise eine indiskrete Bemerkung machte. Die Eheleute hatten eine schwarze Tochter, die hübsch und sinnlich aussah. Mit Fabers hielten wir einmal im Kriege zwei Pensionsschweine, worüber noch zu berichten ist.

## **Sekretäre**

Unter diesen fiel manchmal durch unbewußte Anmaßungen Altenpohl auf. Er war ein unzuverlässiger Mensch, verschwand eines Tages und schickte Zeitungen und Drucksachen aus Neuyork. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht.

## **Horn**

Ein liebenswürdiger Luftikus war Horn, der im Grundbuchgewölbe hauste, stets Reste hatte und sich nachmittags ein Brett mit Kaffee aus der benachbarten



Wirtschaft vom Pitterchen Dahm in das trockene Gewölbe bringen ließ. Er war stets guter Laune und zu einem Streiche bereit. Im Scherz hatte ich einmal davon gesprochen, man müßte die Feuerlöschordnung nicht nur lesen, sondern auch mal praktisch an einem fingierten Brande üben. Horn war davon so begeistert, daß er am liebsten gleich das ganze Gebäude mit den unter Glas blitzbereit angeschraubten Schläuchen unter Wasser gesetzt hätte.

## **Feuerlöschordnung**

In jedem Zimmer stand eine derbe Holzkiste mit der Aufschrift SAND. Sand ist an der Mosel eine Seltenheit und wird durch die Angehörigen eines besonderen Standes, Sandschiffer genannt, aus dem Moselbett gewonnen. Sie ziehen ihn mit einem eisernen Reif aus dem Flußgrund. Dabei nehmen sie ihn natürlich da, wo er sich für sie am bequemsten findet und nicht immer da, wo die Strombauverwaltung den zu finden sie anweist. Ein Sandfischer hat daher, ähnlich wie ein Besenbinder, stets ein ellenlanges Strafregister und steht mit dem Gericht auf bekanntem Fuße. Man kann sich die Freude der geplagten Leute vorstellen, nun endlich einmal die geliebte Justizbehörde bei einem Sandeinkauf schröpfen zu können. Nach den Vorschriften hat der diensttuende Beamte die Pflicht, den Sandkasten, wenn eine Petroleumlampe umfiel, darauf zu stülpen. Gemeinlich wurde der Sandkasten als Spucknapf benutzt. Als ich das schmutzige Ding aus Gesundheitsrücksichten aus meinem Dienstzimmer entfernen wollte, erhob Faber ein großes Wehgeschrei und erzählte mir, wieviel er für die Kisten, den Sand, die Aufschriften und die Stricke im Grundbuchamt, kurzum die ganze Feuerlöscheinrichtung dem Staate an Bargeld gekostet hatte. Im Moselbett trieben die Seiler ihr ehrsameres Handwerk und im Grundbuchgewölbe hingen ganze Bündel hübsch gezwirnter Hanfschnüre, alle mit einer Öse versehen. Brannte es, so hatten die Grundbuchführer sich im Gewölbe zu versammeln, je fünfzig Stück Grundbuchakten so aufeinanderzulegen, daß je die Hälfte den Rücken nach links und nach rechts zeigte, darum die Schnur zu ziehen, durch die Schleife zu verknoten und den Packen zum Fenster hinaus zu werfen. Wer aber eine kräftige Schnur benötigte, wußte wo er sie sich holen konnte, und an den Brandschnüren war dauernd ein ärgerlicher Abgang. Ja, manches Leid mußte der biedere Faber erdulden. Die Feuerlöschübung kam gottlob nie zustande.

## **Wachendorf**

Ein junger, etwas leichtsinniger Sekretär hieß Wachendorf. Er arbeitet nicht schlecht, schrieb eine flotte künstlerische Handschrift und war im ganzen keineswegs unsympathisch. Er hatte den Hang zum vornehmen Auftreten, verwickelte sich in Schulden und mußte öfter ernstlich ermahnt und zur Besserung angehalten werden. Im Kriege lag mir, als dem stellvertretenden Aufsichtsrichter, dieses ärgerliche Geschäft ob. Schließlich gelang es, ihn wegzuloben; aber wer beschreibt mein freudiges Erstaunen, als ich ihn 1918 nach meiner Versetzung nach Rheinbach dort wiederfand. Er war noch ganz der Alte.

## **Kickhefel**

Unter den beiden Assistenten des Gerichts war ein tüchtiger, hochbegabter, fleißiger und zuverlässiger Mann mit Namen **Kickhefel**. Er hat es späterhin weit gebracht.

In dem malerisch gelegenen Talveldenz und auf einer besonderen Siedlung in der Nähe des Hunsrückdorfes Gonzerath, genannt der Judenburgert, lebten noch Reste der Urbevölkerung des Hunsrücks, die vom Betteln, Holz- und Felddiebstahl, Kesselflicken und Besenbinden lebten und keine Gemeinschaft mit den Bauern hatten. Bei gutem Wetter waren sie mit Wagen unterwegs, ihre Kinder wuchsen wild auf. Nur die Wintermonate über pflegten sie in den genannten Orten in kleinen Schlupfwinkeln zu wohnen, streng geschieden von den Bauern. Es war eine feinknochige Rasse mit vielen auffallend hübschen schönen Kindern, von denen allerdings manche im zarten Alter starben. Sie wuchsen auf in freiem Gelände in stetem Kampf mit den Polizisten, Flurschützen und Gendarmen und waren in allen Kniffen des Kleinkrieges vertraut. Sie hießen Tittelbach, Kackert und ähnlich, besaßen riesige Strafregister, fuhren mit ihren Wagen durch das Rheinland und hausten im Winter in dürftigen Kotten. Im Kriege waren sie tüchtige Soldaten, und manch einer kam mit dem E.K.I aus dem Feld zurück. In den langen Wintermonaten erfanden sie allerhand, um ihr Dasein ohne Arbeit besser zu gestalten, z. B. rissen sie sich gegenseitig die Zäune ein und jämmerlichen Hecken ein, zeigten sich alsdann wegen Hausfriedensbruches und Sachbeschädigung an, um dann ganz hübsch an den Zeugengeldern zu verdienen. Leider mußte ihnen dieser

Sport durch eine grobe Strafverfolgung wegen Betruges gelegt werden. Mir war das ganze im Grunde harmlose Völkchen interessant, und sie spürten das natürlich sofort mit dem sicheren Instinkt eines Jagdhundes heraus. Einer besaß in Talveldenz einen Nußbaum, und meine Frau, die gern frische Walnüsse zu einem Glas Wein schätzte, hatte darüber unvorsichtigerweise etwas verlauten lassen, und schon wurden wir mit einem Sack voll Nüsse überschüttet und mußten schließlich ablehnen, um nicht in den Verdacht der Hehlerei zu geraten. Das Gleiche war der Fall mit köstlichen Maronen. Mit diesen eßbaren Kastanien war ein großes Stück der Straße bepflanzt, die von Talveldenz über Burgen nach Gornhausen führte. Ich meine, deren Früchte hätten viel besser geschmeckt, als die besten Maronen aus dem Tessin.

Ein Mann namens Schmitz war vollständig verkommen und von der Bauernschaft ausgestoßen worden. Mit einem Weibe aus dem Judenburgert wohnte er in Talveldenz in einer wahren Räuberhöhle als Säufer. Die Kinder, die der Himmel diesem edlen Paare schenkte, waren so grauenhaft verwahrlost, und die Behörde wußte nichts besseres, als bei dem Gericht ihre Fürsorgeerziehung zu beantragen. Ich fand das grausam und gedachte des Spruches, daß die schlechteste Erziehung daheim immer noch besser wäre als die öffentliche Fürsorgeerziehung. Eines Tages machte ich mich mit Kickhefel auf den Weg nach Talveldenz, um den Sachverhalt an Ort und Stelle durch Augenscheinnahme festzustellen. Wir fanden haarsträubende Zustände. In einem Raume von wenigen Quadratmetern hausten zeitweise bis zu achtzehn Personen. In einem Lumpenberg lag das Familienoberhaupt besoffen im Bett. Der Raum war von Kot, Schmutz und Unrat jeder Art völlig verdreckt. Kickhefel erzählte auf dem Heimweg folgendes: Im Boxeraufstand in China war er unter dem Grafen Waldersee Divisionsschreiber gewesen. Auf dem Marsch nach Peking hatte er Unterkünfte aller Art erlebt, eine solche Verkommenheit aber hatte er selbst in der schlimmsten Chinahütte nicht angetroffen. Was blieb übrig? Der grindige Säugling mußte verhaftet und in Fürsorge gebracht werden.

Ich habe nie eine so künstlerisch schöne und schwungvolle Handschrift gesehen, wie Kickhefel sie schrieb, und ich hatte vor, mir von ihm den Faust, erster Teil, auf besonders gutes Papier als Handschrift schreiben zu lassen. Er hatte auch nicht übel Lust dazu, lehnte aber jede Vergütung dafür ab, und so kam es nicht zur Ausführung, was ich heute noch lebhaft bedaure. In meiner Bibliothek hätte sich eine solche Handschrift sehr gut ausgenommen.

Kickhefel war einer der wenigen aus dem Unteroffiziersstande hervorgegangenen Gerichtsassistenten, der alle Hindernisse, die man ihnen für das Gerichtssekretärexamen in den Weg legte, überwand und seine Examen zustande brachte.

Ich habe ihn später noch einmal in Köln bei einer Parteiveranstaltung getroffen, er hatte seiner Tüchtigkeit entsprechend Karriere gemacht und bekleidete einen hervorragenden Posten bei dem Kölner Oberlandesgerichtspräsidium. Das hat mich ganz besonders für die Justizverwaltung und für ihn gefreut. Er selbst erinnerte sich noch aller Einzelheiten aus unserer gemeinsamen in Bernkastel verlebten Zeit.

### **Bollig**

Einen ebenso gutwilligen wie unfähigen Assistenten Bollig traf ich später in Bonn wieder. Dank der Heirat mit einer vermögenden Frau ging es ihm aber gut. Im Weltkrieg soll er auch allerhand erlebt haben.

### **Brinkmann**

Ich selbst habe die längste Zeit in Bernkastel zu meiner vollen Zufriedenheit mit dem Assistenten Brinckmann zusammen gearbeitet. Ein rötlich-blonder Westfale mit Kindbart, der es freilich nicht zum Examen gebracht hat. Er hatte Verwandte in Flammersheim oder Palmersheim und wohnte nach meinem Weggang von Rheinbach dort, tat seinen Dienst auf dem Amtsgericht in Rheinbach und fuhr täglich mit einem kleinen Wagen heim. Im Weltkrieg war er Feldwebelleutnant, Als solcher unterlag er einer recht schwankenden Beurteilung. Als Assistent war er bei mir jedenfalls eine treue Seele, die nicht nur pflichtgemäß alles das arbeitete, was ich wünschte, sondern auch darüber hinaus den gesamten Verkehr mit dem rechtsuchenden Publikum übernahm, so zwar, daß die Tür meines Zimmers zu seinem Amtszimmer immer offen stand. Redete er dann gelegentlich einmal zu stark daneben, so gab ich ein Zeichen mit einem Räuspern, worauf er nach einiger Zeit bei mir eintrat und sich berichtigen ließ. Nach Abgang von Rothschild bekamen wir eine Schreibmaschine, und Brinckmann erlernte mit Eifer das Maschinenschreiben. Meinen gesamten Schriftwechsel als Richter konnte ich ihm, wie ich es bei Trimborn aus Köln

gewohnt war, in die Schreibmaschine diktieren. Anstelle des jahrtausendalten Amtsschimmels mit Verfügung des Richters, Fertigung der Reinschrift, Rückkehr des Schriftstücks zum Richter, dessen Unterschrift und die Expedition durch den Justizwachtmeister, alles dies fiel zusammen in einen Vorgang, und wenn wir mittags zu Tisch gingen, so konnten wir die fertig adressierten Umschläge ohne weiteres in den Kasten werfen. Dieser Vorgang hat bei dem alten Verfahren vierzehn Tage nötig. Auf diese Weise machte sich die Schreibmaschine wirklich bezahlt, wenn auch keineswegs zur Freude der Kanzlei.

Weniger gut war mein Vetter Johann Rech, genannt der Burgjohann aus Roisdorf (wir haben den gleichen Urgroßvater Heinrich Rech gemeinsam, kennen uns aber außerdem von Jugend an und verkehren freundschaftlich miteinander) auf Brinckmann zu sprechen. Brinckmann war sein Vorgesetzter als Landsturmmann im besetzten Südbelgien und wußte ihm jeden Heimurlaub zu hintertreiben. obwohl ich für ihn wiederholt einen solchen bei dem Herrn Feldwebelleutnant befürwortet hatte. Ganz klug daraus bin ich nie geworden. Ferner ging die Sage, Brinckmann habe den Tod eines Kollegen Castendyck zu verantworten. Ob dies auf Klatsch beruht, ist mir ebenfalls nie klar geworden. Wie dem auch sei, mir war Brinckmann ein sehr ergebener Beamter. Er selbst besuchte mich im Kriege wiederholt und machte keinen Hehl daraus, daß ein Hauptmann v. Hagen aus Kempfeld, den er im Felde als Vorgesetzten hatte, sich als ein wahrer Teufel bei den Kämpfen um die südlich gelegenen Vogesen erwiesen habe, wo Brinckmann auch längere Zeit eingesetzt war. Bei meiner Versetzung 1918 kurz vor Kriegsschluß hat er sich jedenfalls in Rheinbach für mich um eine Wohnung umgesehen, und seiner Anregung verdanke ich zweifellos die Möglichkeit, daß wir damals mietweise die leerstehende Wohnung eines Assistenten Kraicicek überwiesen erhielten, die sich für uns in den ersten Besatzungsjahren als ein wahrer Segen erweisen sollte. Ich habe Brinckmann daher jedenfalls in angenehmer Erinnerung.

Teil 4: In Bernkastel in der Zeit des Ersten Weltkrieges - Fortsetzung.

## **Dienstbare Hausgeister**

### **Die Erste: Johanna**

Glück und häusliches Wohlbehagen hängen bei unsereinem sehr ab von den Dienstboten. Heute Hausangestellte, früher Gesinde genannt. In unserer heute über dreißigjährigen Ehe haben wir natürlich auch auf diesem Gebiete reiche Erfahrungen machen können und tüchtige und weniger tüchtige Menschen kennen und zum Teil schätzen gelernt. Meine Frau lernte in Bernkastel eine Friseurin namens Wagner kennen, welche auch einen kleinen Laden führte, in dem sie unter anderem Tee aller Sorten vertrieb und für jede Krankheit einen entsprechenden Tee bereitete. Sie machte uns aufmerksam auf eine junge Nichte von ihr namens Johanna in einer Arbeiterfamilie auf der Graacher Schäferlei. Dies ist ein kleines Nest, das hoch über den letzten Weinlagen von Graach an dem Felsen klebte. Johanna war ein schüchternes aber kluges Mädchen, das vom Kreisarzt Lehmann durch einen geschickten operativen Eingriff von einem quälenden Magenübel geheilt worden war. Sie hatte zu ihrem Arzt eine rührende Anhänglichkeit und holte diesen zu uns, als wir beide einmal gleichzeitig bettlägerig wurden. Auf diese Weise wurden wir mit dem Kreisarzt Lehmann in der oben geschilderten Form bekannt. Helene gab sich nicht ohne Erfolg eine rechte Mühe mit diesem Wildling, der ein sehr ruhiges und sittliches Benehmen zeigte, um ihm den nötigen Schliff und die Künste der Haushaltung beizubringen. Dabei ereigneten sich manchmal köstliche Szenen, zu denen mitzulachen sie den nötigen Humor aufbrachte. Eines Tages hatten wir ein handgroßes Sauerbrätchen. Johanne sollte es auf einem Fleischbrett servieren. Mit ernstem Blick betritt sie das Eßzimmer, der winzige Sauerbraten liegt ganz verloren auf einem riesigen Nudelbrett, das sie mit großer Vorsicht und nicht ohne Geschick durch den Türrahmen steuert. Sie mußte herzlich mitlachen. „Eich han oh als jedach“, war eine Lieblingswendung von ihr. Wir hatten damals Freude an diesem Kinde. Weshalb sie wegging, weiß ich nicht mehr. Wir blieben mit ihr und ihren Verwandten und auch mit ihrer Frisiertante mit Teeverkauf in Berührung und erfuhren später, daß sie einen wohlhabenden Winzer geheiratet hatte und eine tüchtige und umsichtige Hausfrau geworden war.

## **Die Zweite: – Oa Utz**

In der Küche sprach uns eines Tages ein untersetzter dunkelhaariger Mann mit klugen braunen Augen an. Er war Kleinbauer und Dachschiefergrubenbesitzer in einem kleinen Dörfchen Commern bei Longkamp , dem nächsten größeren Ort im Hunsrück. Er betonte stark, daß seine Rosa in der Krankenkasse versichert sein müsse. Wir versicherten, daß dies ganz selbstverständlich sei. Rosa stellte sich als seine älteste, hoch und schlank gewachsene, hellblonde Tochter vor. Sie war eine wahre Perle. Sie war von hervorragender Klugheit und Geistesbildung und hatte eine Ausbildung als Lehrerin durchlaufen sollen, wozu aber die Mittel fehlten. Sie war eine treue und anhängliche Seele und gehörte mit zu unserer Familie. An dem Aufwachsen unserer Herta hat sie großen Anteil genommen, und Herta liebte sie dafür aus vollem Herzen. Als sie zu lallen begann, brachte ihr Rosa eines Tages aus Commern Baumnüsse mit. Die edle Walnuß stammt aus Persien und bringt es im milden Mosellang zu köstlichen Früchten, aus denen auch vielfach noch Öl geschlagen wird. Auf dem rauhen Hunsrück hingegen wehrt sich dieser Baum seines Lebens so gut er kann und verkleinert seine Nüsse zu kleinen hartschaligen und mit kleinen Kernen durchsetzten Steinnüssen, mit denen man trefflich einem ein Loch in den Kopf schmeißen kann. Der eßbare Kern ist zwar sehr verzettelt und bedarf eines mühsamen Herausklaubens, aber diese Nüsse bildeten Hertas ganzes Entzücken und unaufhörlich wiederholte sie: „Rosa, Nuß“, d. h. „Oa Utz.“ Dieses treffliche Mädchen erhielt daher den Namen Oa Utz. Zu unserem größten Schmerz mußten wir es erleben, daß ihre tüchtige Mutter eines Tages krank wurde und starb und ihrem Manne eine ganze Stube voll kleiner Kinder zurückließ. Wir verstanden den Schmerz des Witwers, aber auch die Notwendigkeit, daß Oa Utz uns verlassen und sich der Erziehung ihrer Geschwister widmen mußte. Über der gewissenhaften Erfüllung dieser Aufgabe ist sie, so viel ich weiß, gar nicht zu einem eigenen Hausstand gekommen. Jedenfalls war sie ein prächtiger Mensch, dessen wir uns alle mit großer Hochachtung und Liebe erinnern. Ihr Vater, Mitbesitzer einer Schiefergrube an der Waldstraße nach Longkamp zu, kam noch öfters mit uns zusammen und hat uns sogar noch einmal in Bonn aufgesucht. Ein Bruder der verstorbenen Frau war ein origineller Hunsrückbauer, der eine derartig holperige Mundart sprach, daß Helene von ihm nur das Wort „Oar“ verstand, das Eier bedeutete.

Einmal hatte Rosa unsere Herta mit nach Hause genommen. Herta kam ganz begeistert heim von der urtümlichen Sitte, das Mittagessen aus einer gemeinsamen Schüssel zu nehmen und auf einem Holzteller zu verzehren. Das hatte einen unauslöschlichen Eindruck auf sie gemacht. Sie hat dann diese Sitte auch bei uns einführen wollen. Nur noch einmal haben wir in unserem Leben einen Hausgenossen gehabt, der uns ähnlich nahe stand wie Rosa, nämlich unsere gute Maria Pleinen aus Birresbach.

Nur kurze Zeit hatten wir eine stille, etwas gedrückte Person, die treulich ihre Arbeit schaffte, die wir aber nicht lange halten konnten, weil sie an Fallsucht litt. Die Kinder begannen, solche Anfälle nachzumachen, und so mußten wir uns von ihr trennen, was wir sehr bedauerten.

### **Die Dritte: Anna Molitor aus Fischbach in der Eifel**

Dunkelhaarig, die gedrungene Tochter von Kleinbauersleuten. Ich traf sie später als Wirtsfrau in Bonn wieder in der Rheingasse in dem schönen alten Gasthaus Zur Stadt Frankfurt. Als Mädchen war sie ein wenig langsam in Arbeit und Denken. Herta saß als kleines Kind in ihrem Rollstühlchen am Boden. Plötzlich ruft sie nach der Küche zu: „Anna, Anna.“ Anna hört endlich und gibt Bescheid. „Haben Sie auch daran gedacht, um elf Uhr die Kartoffeln aufzusetzen?“ Anna hatte natürlich nicht daran gedacht. Sie war ungehalten, von dem kleinen Kind mitten in seinem Spiel daran erinnert zu werden. Die Türen standen auf. Mutter war aus, und der Vater hörte aus dem benachbarten Wohnzimmer zu seiner großen Erheiterung diese hübsche Szene. Anna aber knurrte vernehmlich und setzte die Kartoffeln auf.

### **Die Vierte: Hedwig**

Es begann der Reigen der „Fräuleins“, die der Kindererziehung wegen mit bei Tische aßen. Ihn eröffnete eine dunkelhaarige Schlesierin Hedwig, deren Vater eine zweite Frau genommen und damit die Tochter in die Fremde getrieben hatte. Sehr dienstwillig und beflissen war sie eine echte Domestikennatur. Unsere Marianne zog sie gut auf, kniff und puffte aber Herta, die ihr geistig schon etwas über war und die sie nicht recht leiden konnte. Sie hat uns im großen und ganzen treue Dienste geleistet. Schließlich wurde sie für längere Zeit



krank, und wir brachten sie im Cueser Hospital unter, wo sie auf der sonnigen Südterrasse Kur machte. Hierbei besuchte sie Frau Irma Winckler, und zwischen beiden entspann sich eine merkwürdige Freundschaft. Frau Irma vertrat eine scheinbare Fürsorge und Betreuung mit deutlicher Spitze gegen uns, die aber wie eine Seifenblase zerplatzte, als Helene die Kündigung aussprach und damit Frau Irma Gelegenheit gab, ihre Fürsorge in die Tat umzusetzen. Es geschah natürlich nichts, und wir haben von ihr auch weiterhin nie mehr etwas gehört.

### **Ida, die Perle**

Die Perle unter unseren Fräuleins war eine höchst sympathische Tochter des Siegerlandes, Ida Menn, Tochter des Gast- und Landwirtes, Schreinermeisters und Geschäftsinhabers Menn in Helberhausen bei Hilchenbach. Sie hatte eine Anzeige von uns in einer auswärtigen Zeitung gelesen und sich daraufhin auf ein Jahr bei uns festgemacht, um für sich den Haushalt zu erlernen. Wie sich später herausstellte, hatte sie dies ganz selbständig, ohne ihre Eltern gemacht. Die weite Reise von Helberhausen nach Bernkastel mit einer Zwischenstation in Bonn bei unseren Schwiegereltern gemacht. Vater Reitmeister, der erst Bedenken wegen des zierlichen Figürchens gehabt hatte, war ganz versöhnt mit ihr, als sie sich mit festem Händedruck verabschiedete. Sie war schlank, hellblond mit einem allerliebsten regelmäßigen Gesichtchen, wie der Kopf einer griechischen Gemme mit hoher Nasenwurzel. Ihre Magerkeit behob sich bei unserer guten Küche. Sie wurde etwas voller, was ihr gut stand. Als echte Siegerländerin war sie äußerst schweigsam, ja wortkarg. Aber bald gewannen wir alle eine gute Freundschaft mit ihr, und sie schloß sich ganz besonders der Tochter Lorchen unseres Hauswirts Leistner an, mit der sie sich bis heute noch ausgezeichnet versteht. Ida war eine Perle in jeder Beziehung und erlernte Haus- und Küchenarbeit sehr gut bei meiner Frau, kochte auch recht schmackhaft. Über alles Persönliche von sich und ihren Eltern sprach sie äußerst wenig und erst später, als sie nicht mehr bei uns war, und als wir in mehreren Sommern zu ihren Eltern in die Sommerfrische kamen, lernten wir diese alle erst recht genau kennen und ernteten dabei in schönster Weise die Früchte ihrer Ausbildung bei uns. Ihr Bräutigam war im Weltkrieg gefallen. Später heiratete sie einen entfernten Verwandten und wurde eine Frau Menn. Ihre Buben sind heute schon wieder im Kriege. Meine Frau schreibt immer noch mit ihr gelegentlich. Es gilt jetzt festzustellen, ob ihr Bruder Heinrich nach dem Tode seiner Eltern auch

wieder Gäste nimmt und ob unsere Tochter Marianne mit ihren beiden Kindern sich eventuell dorthin flüchten kann.

## **Der Kriegsblinde**

Als Leiter der Kriegsbeschädigtenfürsorgestelle für den Kreis Bernkastel, die ich freiwillig übernommen hatte, lernte ich den jungen Halbbruder unseres Mädchen Johanna aus der Graacher Schäferei kennen. Irre ich nicht, so waren ihm kurz vor dem Frieden von Brest-Litowsk bei Osowitz beide Augen ausgeschossen worden. Die Augenhöhlen verheilten. Er erhielt zwei Prothesen und wurde der Kriegsbeschädigtenstelle in seiner Heimat überwiesen, nachdem er die entsetzliche seelische Krise überstanden hatte, die alle jungen und kräftigen Männer beim Erblinden durchmachen müssen, wenn sie sich endlich nach aller Schonung der bitteren nackten Wahrheit klar werden, ich habe für mein ganzes Leben das Augenlicht verloren, werde unwiederbringlich dauernd blind sein und absolut in Dunkelheit sitzen. Es muß ein fürchterlicher Seelenzustand sein, der immer neu ausgekämpft und bestanden werden muß. Ist der blinde Junge temperamentvoll, auch sonst gesund und kräftig, so ist diese Krise naturgemäß viel heftiger, als bei einem kränklichen ungesunden Menschen, der sich ohnehin vom Leben nicht viel mehr verspricht. Den letzteren Fall hatte ich bei einem bescheidenen anderen Kriegsverletzten aus dem Hunsrück, der Flöte erlernt hatte und bald starb. Ich habe keine Erinnerung mehr an ihn, aber eine um so deutlichere an den jungen Mann aus der Graacher Schäferei. Als er zu mir kam, hatte er die Sache in der Hauptsache überwunden. Gelegentlich aber brachen bei ihm heftige Nachwehen aus zu dieser geistigen Wiedergeburt. Ich vermochte ihn dazu zu bestimmen, daß er sich in einer Blindenerziehungsanstalt in Düren in der Korb- und Bürstenmacherei ausbilden ließ. Im weiteren Verlauf gelang es mir, für ihn ein Haus in Bernkastel unter Zuhilfenahme seiner kapitalisierten Rente zu erwerben, worin er sein Handwerk und einen Verkaufsladen betreiben konnte. Er heiratete, wurde Familienvater, beruhigte sich allgemach und wurde ein glücklicher und zufriedener Mensch. Ich habe mich oft nach ihm erkundigt und stets nur Befriedigendes über ihn und die Seinen gehört. Unvergeßlich aber bleibt mir seine Schilderung, wie er aufrechten Schrittes und ohne Beihilfe seines Blindenhundes den steilen und holperigen Weinbergsweg zwischen Bernkastel und der Graacher Schäferei marschieren könnte. Nach seiner

Äußerung war es ihm lieber nachts zu marschieren als am Tage, weil ihn keiner störte, der ihm begegnete. Vor allem muß man sich hüten, solchen tapferen Leuten Mitleid zu bezeigen.

### **Feld- und Gartenfreuden in Bernkastel**

So gut der Boden und das Klima im Moseltal für den Anbau von feinem Gemüse sind, ebenso selten war dort überhaupt Gemüse zu haben. Wir waren beide von Hause aus mit gutem Gemüse reichlich verwöhnt und empfanden den Mangel um so drückender. Hewels Karline, die Tochter eines Gemüsehändlers, der in Trier seine Ware einkaufte, die nach dort über Köln aus unserer Heimat kam, beherrschte den stets knappen Markt mit souveräner Sicherheit. Und nur gegen viel Geld und gute Worte war von ihr überhaupt etwas zu bekommen. Das galt nicht nur für die Zeit des Krieges, sondern auch für die Zeit vor ihm. In welchem Zustand sich das Gemüse, nachdem es so viele Hände passiert hatte, befand, kann man sich vorstellen. Schon gleich im ersten Jahr sah ich mich nach einem kleinen Garten um. Wir fanden bald einen solchen zwischen den beiden Gärten von Blau und Dr. Wolff mit einer Hecke nach der Mosel zu gelegen. Ich brachte dort ein kleines Törchen an; das Gemüse gedieh in ungeahnter Fülle. Der Nachbar Wolff, ein alter Jude, staunte: „Was haben Sie Ertrag, was haben Sie Ertrag!“ meckerte er voll Vergnügen. Von dem Holzhändler und Hotelbesitzer Blau erhielt ich bald die Erlaubnis, die schöne Terrasse seines gänzlich unbenutzten Gartens zu betreten und unseren Kinderwagen dort einzustellen. Zu diesem Zwecke durften wir den Maschendraht etwas lockern, um seitlich hineinzuschlüpfen. Mit dem anderen Nachbar, Dr. Nathan Wolff, kam ich öfters ins Gespräch, und er vertraute mir nach und nach seine Sorgen an. Es handelte sich um den Weiterbestand seiner Gasanstalt. Der Vertrag war mit der Stadt abgelaufen, und ich hatte dem Stadtbürgermeister Simonis geraten, sich mit dem Juden zu einigen, den er aber unterschätzte und der er ohne Entschädigung abzuschlachten gedachte. Er war der falschen Meinung, er könne den ganzen Kram von dem Juden nach Beendigung der Konzession für einen Appel und ein Ei kaufen. Es kam aber ganz anders. Ich riet dem Juden, sich an die Dessauer Gas zu wenden. Er kam damit zustande und war mir sehr dankbar. Nach seinem Abzug nach Düsseldorf ließ er sich dazu bestimmen, seinen Garten mir erst anzuvertrauen und späterhin ihn mir regelrecht zu verpachten. Nun

hatten wir alles, was wir wollten. Der Garten, ein Kitschprodukt allerersten Ranges, war für unsere Kinder ein Zauber- und Märchengarten. Nach der Mosel zu war eine massive schöne Mauer mit prächtiger Steinfassung, eine bequeme Treppe mit eiserner Türe führte zum Fluß. Auf der hoch gelegenen schönen Terrasse erhob sich ein großes Gartenhaus mit einem zweiten Stockwerk, zu dem eine breite bequeme Eichentreppe hinaufführte. Oben war eine große, mit einem Eisengitter abgeschlossene Terrasse, die mit Asphalt gedeckt war. Auf dieser Terrasse erhob sich wiederum ein kleines Gartenhäuschen mit bunten Fenstern, gekrönt von einem kleinen Zwiegeldach. In dieses Dach, das von der Decke zu öffnen war, hatten wir für den Krieg ein Verborgnis eingerichtet, das selbst mein findiger Bruder, als Pionierhauptmann im Felde, nicht zu finden vermochte. Das Ganze war untermauert von einem soliden Keller, der sogar geplattet war. Man hätte ihn als Küche benutzen können. Zu ebener Erde lag ein Salon mit einem kleinen Balkon nach der Flußseite zu. Nach der Gartenseite vervollständigte ein kleines Klosett diese Anlage. Es gab aber auch noch sonstige Herrlichkeiten: In der Ecke des Gartens nach der Stadt zu stand auf einer solide gemauerten Basis ein allerseits offenes, von derbem Eichenholz gezimmertes Gartenhaus mit festem Dach, zu dem wieder eine Treppe hinaufführte. Außerdem stand etwas zurück im Garten eine von Tufflava erbaute Grotte um einen Baum herum. Gartenhaus, Pavillon und Grotte waren mit allen möglichen Garnituren von Salon- und Gartenmöbeln ausgestattet. In der Grotte war es kühl und feucht. Auf die Veranda stellte ich noch einen Liegestuhl und pflegte dort im Sommer wie im Winter täglich einige Stunden im Freien zuzubringen. Der Blick von der Terrasse darüber war ganz herrlich flußaufwärts und flußabwärts. In dem kleinen Stübchen auf der Terrasse pflegte Dr. Wolff zu arbeiten, und ich fand noch einige Reste davon, zum Beispiel Bücher über die Fabrikation von Stiefelwichse. Der Garten war voller guter Obstbäume, und der einzige Mangel war höchstens, daß der Bäume etwas viel waren. Bei der Überlassung des Gartens hatte Dr. Wolff sich die Obsternte vorbehalten. Er hatte aber im allgemeinen wenig Glück damit. Ein herrlicher Prunusbaum blühte prächtig und brachte mitunter eine Überfülle der Früchte, aus der wir ein gutes Kompott machten. Herr Wolff legte keinen Wert darauf. Erschien er mit dem Handkoffer, um die Kirschen zu ernten, so waren diese noch nicht reif, und als alter Chemiker ließ er sich überzeugen, daß man zwar die Säure der Früchte durch Zuckerzusatz beseitigen, nicht aber den Bitterstoff aus den unreifen Früchten entfernen könne. Froh, seinen Damen gegenüber aller Pflückübungen überhoben zu sein, reiste er ohne zu pflücken ab. Kam er nach einigen Wochen

wieder, so hatten die frechen Vögel den größten Teil der Früchte geklaut und nur die Steine oder Stiele am Baum gelassen. Ähnlich erging es ihm mit anderen Früchten, deren waren nicht wenige. Zum Beispiel köstliche Pfirsiche, Mirabellen, gut einzumachende Pflaumen und Beerensträucher. Hin und wieder pflegten wir ihm einen Korb voll aus Ippendorf zu schicken. Es fehlte etwas Luft im Garten, weil die Bäume zu dicht ineinander gewachsen waren. In den Sommermonaten war das tägliche Absuchen des Gartens nach reifenden oder abgefallenen Früchten ein köstlicher Sport, der immer wieder von neuem mit Genuß betrieben wurde.

Mit dem Kollegen Winckler hatten wir erst einen Behelfsbienenstand und späterhin ein richtiges Bienenhaus in das ursprüngliche Gartenstück zwischen den beiden Gärten erstellt. Außerdem hatte ich von einem langgestreckten Grundstück zwischen dem Fußweg, der hinter den Moselgärten entlang führte und sich bis zur Landstraße nach Wehlen erstreckte, zu einem Drittel von seinem Eigentümer, einem vermögenden Winzersmann aus dem Dorfe Graach zu erpachten vermocht. Im Winter baute dieser Mann uns dieses Gartenstück mit seinem Gespann um, und vom Frühjahr ab konnten wir es benützen. Wir zogen Gemüse und Salat von seltener Güte daraus.

### **Kanzlei- und Gerichtsdiener**

Vom Amtsgericht muß ich noch einiges über die Kanzlei berichten. Darin saßen einige kleine, meist bleiche Leute, die tagaus, tagein Reinschriften fertigten und als Angestellte im Lohn beschäftigt wurden. Ich kannte sie nicht, denn man sah sie nur höchst selten. Über sie herrschte ein einzelner Kanzlist namens Ritschewski, von Geburt ein Pole, klein, stämmig und mit ziemlichem Haupt und lustig zwinkernden Augen hinter einer gelbgrünen Brille. Er hatte eine besondere Vorliebe für Schmuck und trug die gepflegten Hände beringt. Seine Muttersprache hatte er im Laufe der Jahre so verlernt, daß er gelegentlich in einer Sache, wo er als Dolmetscher für Polnisch auftreten sollte, es sich herausstellte, daß er es gar nicht mehr konnte. Um so größere Kenntnisse und Erfahrungen besaß er auf dem Gebiete der Kanarienzucht. Zu seiner Befriedigung besuchte ich ihn eines Tages in seinem niederen Hause an dem Ende der Cusanenstraße. Dort sah ich erstmals eine große private Zuchtvoliere.

In dem geräumigen Zimmer schwirrte es nur so von frei umherfliegenden Kanarienvögeln, daß es nur eine Lust war. Dabei schmetterte alles durcheinander. In den anderen Räumen saßen friedliche Pärchen mit sanft flötenden Rollern u. s. w. Er trieb einen lebhaften Handel und zeigte mir die zierlichen Versandkartons, in denen die Vögel ihre Weisen nach allen Himmelsrichtungen hin anbrachten. Ich hätte mir gerne auch einen Roller angeschafft, aber Helene war nicht dafür.

Ritschewski, der wohl ursprünglich eine hübsche, zierliche Handschrift geführt hatte, war mit der Zeit durch das Schnellschreiben zu einer gerade noch lesbaren und äußerst schludrigeren Schrift gekommen. Seine Ziffern hatten sich zu seltsamen Haken entwickelt, aus denen man je nach Belieben fast jede der neun Ziffern herauslesen konnte. Grundbuchsachen verstand er sehr gut. Es entging ihm nie ein Fehler, den der Richter oder der Grundbuchführer durch Übersehen einer Parzelle in dem ungeheuer zersplitterten Grundbesitz unterlaufen war. Er machte stets freundlich darauf aufmerksam und hatte es gern, wenn man sich bei ihm dafür bedankte.

### **Gerichtsdienst Friedrich**

Es war ein Metzgerssohn aus Wehlen, er war ein langer Schlacks mit schläfrigen Ausdruck für den flüchtigen Beobachter. Wer schärfer zusah, konnte merken, wie unter den herabliegenden Augenlidern sich ein recht helles und munteres Auge verbarg, das bei der sonstigen Unbewegtheit des Gesichtes lustig schimmern konnte. Er war ein ganz durchtriebener Bursche mit gutem Humor und ließ sich selten anmerken, wie er über seine Mitmenschen dachte, insbesondere auch über solche, welche ihn zu kommandieren gedachten. Ich verstand mich gut mit ihm und wir haben oft herzlich miteinander lachen müssen. Nicht weniger gut verstand er sich mit den Gefängnisinsassen, die ihm unterstanden. Es waren dort teils Straf-, teils Untersuchungsgefangene. Das Amtsgericht hatte nämlich eine Unterkunftsmöglichkeit für vierzehn Insassen, und seine Bestände an Socken, Bettwäsche und dergleichen verursachten dem Staat manche Kosten. Das beste aber war Friedrichs Küche. Immer noch es verführerisch daraus und aus seiner Wohnung. Er kochte zwar meistens Eintopf, wußte ihn aber sehr schmackhaft herzurichten, so daß die Gefängnisinsassen den Aufenthalt darin für den Anfang immer sehr angenehm empfanden. Denn sie

wurden meist hungrig und müde als Landstreicher eingeliefert und ließen sich gern von Friedrich ein paar Tage gut füttern. Öfters erwachte dann der Drang nach Freiheit in ihnen. Sie entwichen und setzten dadurch den Gefangenenaufseher in die Gefahr, wegen fahrlässiger Gefangenenentweichung bestraft zu werden. In dem Gefängnishof befand sich ein Schuppen mit einem Dach, durch das den turnerisch geübten Gefangenen das Entweichen bequem gemacht worden war. Soviel ich mich erinnere, hat Friedrich öfters ein solches Strafverfahren anhängig gehabt. Er machte sich nicht viel daraus, bestraft wurde er meines Wissens nie.

Je nach dem Wetter draußen blieben die Untersuchungsgefangenen gern eine Zeit lang und machten sich dem Gerichtsdienner oder dem Richter nützlich durch die Anfertigung von brauchbaren Dingen, wie zum Beispiel Kaninchenställe und dergleichen. Ich hatte nur vertretungsweise mit den Strafsachen zu tun und war bereit, eine milde Praxis gegenüber den ewigen Landstreichern zu üben, die von zwei Gendarmen stets neu eingeliefert wurden. In Bernkastel kreuzten sich nämlich zwei große Straßenzüge, von denen die eine die Mosel entlang und die andere quer über Hunsrück und Eifel führte. Das war dann ein ergiebiger Jagdgrund für die unermüdlichen Gendarmen. Am Wochenende war ich häufig der einzige Richter am Platze und mußte mich dann notgedrungen in die jeweilig akut werdenden Strafsachen einarbeiten. Ärgerlich war zum Beispiel, wenn sich jemand gerade samstags aufhing. Er mußte dann erst durch einen Bescheid der Strafbehörde freigegeben werden. Die Formulare dazu lagen in meinem Schrank, der am Samstag meistens verschlossen war. Um dem Massenauftreten von Samstag- und Sonntagsleichen ein Ende zu machen, nahm ich mir einen Packen Formulare mit in die Wohnung. Das half, niemand nahm sich mehr am Wochenende das Leben.

Friedrich war eine sehr sachkundige Hülfe bei zwei Pensionsschweinen, die Faber und ich uns angeschafft hatten und für ihre Karenzzeit von sechs Wochen in einen Gewölbekeller des Gerichts brachten und dort installierten. Trotzdem das Futter von allen Seiten herbeigebracht wurde, waren die Schweine unheimlich gefräßig und taten sich namentlich an den justizfiskalischen Kohlen gut. Wenn um diese Zeit Bauern ins Gericht kamen, so schnupperten sie schon im Flur und hatten es stets sofort heraus, daß dort ein Schwein sein müsse. Durch seine heimatliche Metzgerei in Wehlen besorgte Friedrich aber auch sonst für uns ein gutes Stück Fleisch, selbst als wir schon gar nicht mehr in Bernkastel

waren. Später hörte ich von ihm, daß er mit kluger geschäftlicher Überlegung den Erwerb und die Einkellerung der guten Jahrgangs 1921 zu großem Einkauf und erheblichem Gewinn daran benutzt hatte. Weiter habe ich dann später nichts mehr von ihm gehört.

## **Notar Ludwig**

Ludwig v. Hymmen war der querköpfige Sohn eines querköpfigen Vaters, der ehemals Landrat in Hagen und später Burgherr auf seiner von dem Großvater in der Urzeit ererbten Endenicher Burg. Dieser Großvater war zu seiner Zeit Landrat in Bonn gewesen. Noch vor dem älteren Landrat v. Sandt, zu einer Zeit, da der Landrat notwendigerweise ein Gutsbesitzer sein mußte, und nicht ein Mann ohne Ar und Halm sein konnte. Zu diesem Zwecke mag wohl der Großvater die Klitsche, wie sein Enkel sich ausdrückte, erworben haben. Es war ein weitläufiges altes Gebäude, mit einem tiefen, jetzt trockenen Graben. Vor dem Hofe standen ein paar alte Kiefern. Die Hauptsehenswürdigkeit dieser Burg war das blaue Zimmer, das man mir mal eines Tages zeigte mit der überkommenen Erzählung, daß drei regierende Fürsten mal drin gewesen wären. Das eine war die damals noch jugendliche Königin von England, die vermutlich dort Besuch gemacht hatte, als sie 1835 in Bonn der Enthüllung des Beethovendenkmals auf dem Münsterplatz beiwohnte, wo sie nach dem Fallen der Verhüllung vom Balkon des Fürstenbergischen Palais (heutige Reichspost) die prachtvolle Hintersicht von Beethoven bewunderte, die auch heute noch aus nur drei riesigen geistlosen Mantelquetschfalten besteht. Die Königin wandte sich entrüstet ab, und Alexander v. Humboldt soll sie damit getröstet haben, „er sei auch Zeit seines Lebens stets ein großer Mensch gewesen“. Der zweite mag wohl Friedrich Wilhelm der Vierte und der dritte der alte Kaiser Wilhelm gelegentlich eines Manövers gewesen sein.

Der alte v. Hymmen war nur kurze Zeit, bevor ich seinen Sohn kennen lernte, gestorben, nachdem er die letzten Jahrzehnte ein reiches Stänkerleben geführt hatte. Er machte viele Eingesandt im Generalanzeiger und war stets gegen das Wetter. War alle Welt dafür, daß Endenich nicht in Bonn eingemeindet werden sollte, so war er ebenso eifrig dafür, wie er später dagegen war, als man damit ernst machen wollte. Er hatte ein seltsam kluges Testament gemacht, indem er



seine beiden verheirateten Kinder, einen Rittmeister v. Hymmen in Bad Godesberg und einer nach Schlesien verheirateten Tochter mit denjenigen Vermögensgegenständen bedacht hatte, die Ertrag brachten. Seinen Sohne Ludwig dagegen, den Junggesellen, hatte er zwar die wertvollsten, aber auch wenigst ertragreichen Gegenstände zudedacht, die allerdings für die Zukunft die größte Möglichkeit besaßen. Hymmen mußte daher fast sein ganzes Gehalt als Amtsrichter an Steuern zuschießen. Er einigte sich mit seinen Geschwistern über einen anderen Verteilungsmodus. Mit großem Eifer betrieb er die Erhaltung und Nutzbarmachung des väterlichen Besitzes in Enderich. Dabei stellte es sich heraus, daß der Alte eine zwar äußerlich korrekte Buchführung gemacht, aber allenthalben betrogen worden war. Zum Beispiel fand sich ein laufender Posten in beträchtlicher Summe für Dachreparaturen, aber das Dach war völlig im Unstande. Für die Waldungen waren Kosten und Aufforstungen gebucht. Sein Freund, der Oberförster Bauer, mußte feststellen, daß wenn man die gebuchten Aufforstungen ausgeführt hätte, man jetzt einen schönen Einschlag hätte machen können. Es war aber nichts geschehen.

Wir kamen durch seine häufigen Fahrten nach Bonn mit ihm näher zusammen und lernten den seltsamen Querkopf in seiner ganzen Glorie kennen. Gegen meine Frau und Schwiegermutter, die er manchmal auf seiner Reise nach und von Bonn begleitete, benahm er sich stets sehr nett und liebenswürdig, war er ein angenehmer Reisebegleiter und erwies ihnen allerhand Aufmerksamkeiten.

Dienstlich hatte es folgende Schwierigkeiten mit ihm: Sein „Notariat“ betrieb er auf folgende einfache Methode: Durch evangelische und katholische Geistliche ließ er auf der Kanzel verkünde, nächsten Sonntag um vier Uhr hält Amtsgerichtsrat v. Hymmen in der Wirtschaft soundso einen Vortrag über das Grundbuchrecht. Erschien dann der Bernkasteler Notar Sieburg, so wurde ihm bedeutet, Herr Notar sei nicht eingeladen und könne auch nicht zugelassen werden. Dann ging die Hetze gegen die Notare los, die darauf hinauslief, daß die Beurkundungen so hoch seien und bei Gericht billiger gemacht werden könnten. Das gefiel den Bauern, und so gingen sie zu dem geliehenen Notar. Ja manche verstanden sich sogar dazu, sich über die Gerichtskostenrechnung zu beklagen, die sie für die Grundbucheintragung bekamen. Notar Ludwig mußte ihnen dann mühsam klar machen, daß dies die Selbstkosten seien und er es auch nicht billiger machen könnte.

Die Zeitungen brachten damals auch Auszüge aus den Standesregistern über die Geburten, Heiraten und Todesfälle. Nach einer gewissen Zeit lud v. Hymmen die Leidtragenden zu sich aufs Gericht. Er hatte den Grundbesitz der Leute schon festgestellt und drängte ihnen einen billigen Erbscheinsantrag auf. Damals klaffte allerdings eine Lücke im Gesetz, und der Antrag auf Erteilung eines Erbscheines war tatsächlich bei Gericht billiger zu stellen als beim Notar, was Hymmen natürlich weidlich ausnutzte. Damit aber nicht genug, er machte auch Zwangsteilungen, zu denen er nur die Auflassung beurkundete. Den eigentlichen Teilungsakt entwarf er den Beteiligten kostenlos als Privaturkunde. Nachdem ihm seine vorgesetzte Behörde dies verboten und ihn angewiesen hatte, Urkunden in kostenpflichtiger Form herzustellen, gab er sich erst recht daran, diese Privatteilungen zu betreiben; damit diese Teilungen seine Handschrift nicht zeigten, ließ er sie durch den Referendar schreiben, der daran den ganzen Tag sich die Finger schmierig schrieb und oft gänzlich unleserliche Produkte lieferte. Oft genug kam es dabei zu einem herrlichen Durcheinander. Die Moselbauern pflegten bei einer Teilung gewöhnlich einen gewissen Teil des Grundbesitzes öffentlich versteigern. Hymmen hatte auch versucht, diese Versteigerungen auch im Wege seines Notariats den Bauern zu verbilligen, hatte dabei aber Schiffbruch erlitten, denn die Bauern erschienen nachher nicht zu Auflassung vor Gericht. Und die privatschriftlich beurkundeten Versteigerungen waren rechtsungültig. Den übrigen Teil des Grundbesitzes teilten die Bauern unter sich. Es entstand ein schönes Wirrwarr dadurch, daß die beiden Notare die Versteigerungen nach den Angaben der Bauern abhielten und der „Notar“ Ludwig gleichzeitig Teilungen machte, in denen die bereits versteigerten Grundstücke verteilt worden waren. Das alles rührte ihn wenig, und trotz der Verbote seiner Vorgesetzten suchte er das Notariat weiter zu betreiben. Es waren darüber schon dicke Akten entstanden.

Die größte Heftigkeit des Kampfes lag bereits vor meiner Zeit. Als ich Anfang Mai 1910 als Assessor nach dorthin kam, war mein Amtsvorgänger Mügel als Notar nach Castellaun anstelle des von dort nach Bernkastel versetzten Dr. Astor versetzt worden. Mügel hatte nie etwas darüber verlauten lassen, daß er Notar werden wollte und empfahl mit dringend die gleiche Schweigsamkeit. Ich verriet ihm lachend, daß ich längst mit Amtsgerichtsrat Winckler mich darüber unterhalten habe, daß ich Notariatskandidat sei und Notar werden wolle und vorher nur die üblichen Assessorjahre abzusitzen gedächte, die man mir im Justizministerium auf zwei Jahre zu beschränken in Aussicht gestellt hatte. Dann

sei ich hier in Bernkastel unten durch. Ich meinte darauf, das wollen wir mal sehen. Am Weintisch in der Doktorweinstube hatte sich der schalkhaft lustige „katholische Kreisschulinspektor“ einige Bemerkungen über den „Prädikatsassessor“ gemacht, der anscheinend von der Justiz hierher versetzt sei, „um hier Remedur zu schaffen“. Da ich energisch widersprach, verstärkte sich in manchen das bestimmte Gefühl, daß Fränzchen Müller recht habe, und ich glaube auch, namentlich v. Hymmen und Rothschild haben mir in diesem Punkte nie recht getraut. Im Verkehr blieb ich völlig unbefangen, verkehrte auch familiär freundschaftlich mit beiden Notaren und bedauerte nur, daß die beiden untereinander kein rechtes Verhältnis hatten. Alles schien sich in Wohlgefallen aufzulösen, bis mir in meiner Grundbuchabteilung eines Tages eine Privatteilung mit Auflassung vorgelegt wurde, die v. Hymmen beurkundet hatte, obwohl er nach der Geschäftsverteilung hierfür gar nicht zuständig war. Auflassung und Teilung waren derartig saumäßig geschrieben, daß ich mir vor der Bearbeitung von der Kanzlei eine Reinschrift fertigen ließ. Diese wurde Hymmen zur Unterschrift vorgelegt, und es kam zu einem großen Krach. Ich lehnte das Gerichtskollegium über mein Verhalten ab und blieb auf dem richtigen Standpunkt, daß, wenn Hymmen es schon für notwendig halte, in meine Abteilung hineinzupfuschen, ich alle Verantwortung ablehne und ihm auch die Eintragung überlassen müsse. „Wir versöhnten uns“. Hymmen hatte dann eine Sauwut auf mich, aber es herrschte das Gefühl vor, daß ich auf dem Dienstwege in jedem Falle recht bekommen hätte. Es fiel Hymmen etwas schwer, sich damit abzufinden, später aber vertrugen wir uns wieder auf das Beste. Nach außen hin hat niemand von uns etwas über die Sache verlauten lassen.

Später kam ich in Bonn manchmal mit ihm zusammen und suchte ihn dann so zu bestimmen, die Dinge aus seinem ererbten Besitz, die lokalhistorischen Wert für Bonn hatten, der Sammlung „Alt Bonn“ zu vermachen. Bei einer Unterhaltung mit Professor Knickeberg hierüber erbot ich mich, in juristischer Weise ihm dabei behilflich zu sein. Er starb bald darauf auf eine seltsame Weise. Bei einer Erkrankung lag er ohne rechte Hülfe auf seiner Klitsche und ging infolge mangelhafter Verpflegung bald zu Grunde. Noch im Tode offenbarte sich sein Sinn für Humor und Seltsamkeit. Wer an seinem Begräbnis teilnahm, hatte das Recht, an einem Umtrunk auf sein Wohl und seine Kosten teilzunehmen, wovon ganz ausgiebig Gebrauch gemacht wurde.

Diese Sache erinnert mich an seinen Weggang als Amtsrichter von Bernkastel. Er feierte diesen durch einen Umtrunk in der Doktorweinstube, zu dem er die halbe Mittelmosel, natürlich mit Ausnahme der Notare, eingeladen hatte. Es war ein wahres Bacchanal und dehnte sich bis in den frühen Morgen. Ich war des Abends vorher bei Landrat v. Nasse, einem Anverwandten von ihm, mit dem Regierungspräsidenten Baltz zum Abendessen eingeladen, einem alten Herrn, der an einer kleinen Verwundung litt. Wir machten ihm graulich, so daß er früh zu Bett ging und wir uns an dem Abschiedstrunk von v. Hymmen beteiligen konnten. Ich aß ununterbrochen trockenes Weißbrot und vertrug alles aufs Beste. Es wurden immer bessere Weine getrunken, und schließlich hatten wir für etwa sechshundert Mark Wein verbraucht. Hymmen marschierte in aller Frühe mit einigen Genossen über den Berg nach Traben-Trarbach und ließ sich als Landgerichtspräsident Collig aus Koblenz einführen, der zu einer Gerichtsrevision komme. Das gab natürlich allerhand Unfug. Nachmittags fand im Hause von Rechtsanwalt Schönberg eine Verlängerung der Sitzung statt, wozu ein Gemisch aus Weißbier mit Apfelsekt vorgesetzt wurde. Das schäumte und erfrischte ungemein. Abend ging das Zechen wieder von neuem los, mir aber war es genug, und ich ging zu Bett. Eine Einladung in die Familie, eine Abendgesellschaft, pflegte Hymmen grundsätzlich auszuschlagen mit der Begründung, zum Armenrechtessen ginge er nicht.

### **Der letzte Romantiker**

Ernst Reinecke entstammte einer alten und nach den verstaubten Photographien seiner Voreltern zu rechnen, einer recht verstaubten und auch wohl eingetrockneten hannöverschen Beamtenfamilie. Als Referendar wird es ihm dort eines Tages zu langweilig, er setzt sich auf die Bahn und fährt nach Trier. Es gelingt ihm wirklich, dorthin versetzt zu werden, und seitdem durchstreift er als rüstiger Fußgänger die Gefilde der Eifel. Zu diesem Zwecke hatte er sich einen besonders großen Regenschirm mit derbem Stock anfertigen lassen, mit dem er sich gegen die Unbilde des Wetters zu schützen pflegte. Regnete und stürmte es gar zu arg, so hockte er sich im Windschutz eines großen Baumes nieder, zog die langen Beine an sich und spannte den Schirm so aus, daß seine Enden im weiten Umkreis den Boden berührten, daß er ziemlich geschützt so hockte. Er hat mir selbst diese Mimik einmal vorgeführt, und ich fand sie

seinem Wesen und seiner Figur sehr entsprechend. Durch einen Glücksfall hatte er die Zweite Prüfung bestanden und war jahrelang als Assessor im Trierer Gebiet tätig. Er stand kurz vor dem Blauen Brief, mit dem man die Mitteilung erhielt, daß man im Justizdienst keine Verwendung finden soll und sich um was anderes umsehen soll. Als alter Corpsstudent, als fröhlicher Geselle und als „honoriger“ Mensch erfreute er sich allgemeiner Beliebtheit, und so setzte sich „Papa Wette“, der damalige Gerichtspräsident von Trier vor dieses trübe Schicksal und sorgte dafür, daß er schließlich eine der beiden 1911 frei werdenden Amtsrichterstellen in Bernkastel-Cues erhielt. Wer war froher als Reinecke, der ob seiner Wanderfahrten den Spitznamen „der letzte Romantiker“ bekommen hatte und ihn mit Wonne trug. Seine Genossen hatten ihn mittels eines Moselkahnes von Trier nach Bernkastel zu verfrachten gedacht. Er hatte aber wohl mit Recht vermutet, eine solche besoffene Fahrt würde schließlich damit enden, daß er als mehr oder weniger fidele Weinleiche vor dem unmittelbar im Moselbett liegenden Amtsgerichtsgebäude ausgebootet worden wäre und einen seltenen Einzug in seiner neuen Dienststelle gemacht hätte.

Als kurze Zeit darauf ein weiterer Trierer Assessor, der dicke Schmitz, ebenfalls an das Bernkasteler Amtsgericht versetzt wurde, mieteten sich diese beiden den alten Brenner mit seinen beiden uralten Rössern und seiner herrlichen Droschke, die mit Hanfschnüren geflickt war. Nur der Oberförster Bauer wagte es aus alter Anhänglichkeit, sich diesen Durchbrennern, wie er sie nannte, auf seinen Dienstreisen anzuvertrauen. Sie setzten sich beiden mit Zylindern bewaffnet und mit Zigarren wohlversorgt in diese Staatskarosse, setzten den Gerichtsdienner Tinner auf den Bock, der früher Schiffssteward gewesen war, und fuhren Besuch machend durch die Stadt. Der Umzug geschah zu allgemeiner Belustigung, Tinner mußte wie ein Affe vom Bock in die Wohnungen springen und die Besuchskarten abgeben. Die Besuchten lagen in den Fenstern und baten die Besucher herein. Diese aber lehnten sich bequem in ihren Sitzen zurück, rauchten und unterhielten sich, dachten aber nicht daran auszusteigen. Auf diese Weise zockelten die Pferde unter allgemeinem Gelächter das ganze Städtchen ab, und diese Besuchsfahrt spielte sich ab wie eine lustige Rundfahrt zu Karneval.

In der Bewältigung seiner Gerichtsarbeit zeigte Reinecke weniger Humor. Im Gegensatz zu dem tüchtigen Schmitz, dem nichts zuviel und der jederzeit bereit war, noch weitere Arbeit zu der seinigen hinzuzunehmen und auch zu erledigen,

verbrachte Reinecke viel Zeit damit, aller Welt darüber vorzujammern, daß er mit der vielen Arbeit nicht „zu Pott“ kommen könne. Kein Wunder. Als Richter in bürgerlichen Rechtstreitigkeiten schleppte er die Akten vom Gericht mit auf seinen „Kotten“ und dann wieder zurück, ohne sich dazu entschließen zu können, endlich einmal ein Urteil zu fällen und seine Entscheidung zu Papier zu bringen. Ich war seine ewige Jammerei so satt, daß ich ihm vorschlug, unsere Abteilungen eines Tages mit sofortiger Wirkung zu wechseln. Er war so töricht, darauf hereinzufallen und hatte nunmehr fast doppelt zu tun wie vorher, wobei es kein Verzögern gab und er schon durch die täglich aufgepackten Grundbuchakten und die ordentlich arbeitenden Beamten andauernd in Atem gehalten wurde. Er war mordsfroh, nach kurzer Zeit seine alte Abteilung zurückzuerhalten, und von Überlastung war weiter nicht mehr die Rede. Ich hatte ihm nicht nur gründlich klargemacht, sondern auch bewiesen, daß er ein schlechter und langsamer Arbeiter war.

Um so besser verstand er sich auf das Feiern. Waren wir zu mehreren auf seiner Bude zusammen, so war es stets „ein wirklich gemütlicher Ausschank“, wir unterhielten uns aufs Beste und fühlten uns in unsere Studentenzeit zurückversetzt. Er besaß ein ungeheuer großes und weiträumiges Biedermeiersofa. Wir setzten uns darauf, Reinecke zupfte die Gitarre und wir sangen mit lauter Stimme:

Kommt mich einmal ein guter Freund besuchen,  
so soll er mir willkommen sein.  
Ich gebe ihm vom allerbesten Kuchen  
und auch ein Glas Champagnerwein.  
Die Seele schwinget sich wohl in die Luft - juchhe,  
indes der Leib bleibt auf dem Kanapee.

Dabei wurde eine Papierserviette zu einer hohlen Zylindertrommel zusammengeklebt und angezündet. Sie segelte dann zur Decke und kam als Aschenflocken wieder herunter. So kam der alte Corpsstudent bei ihm in schönster Form zum Vorschein.

So nett er als Mensch war, so konnte er als Beamter mitunter ein etwas hochfahrendes Wesen und eine gute Portion Beamtdünkel zeigen, der oft genug nur zur Verdeckung seiner inneren Unsicherheit diente. Da er Stock und Stein mit getrennten S und T aussprach, so beriefen sich die Bauern ganz pffiffig

darauf, daß sie ihn nicht recht verstanden hätten, eine unangenehme Sache, wenn es sich gerade um den Wortlaut eines Eides handelte. Er hielt natürlich sehr auf die „Würde des Gerichts“. Lang und schlank hatte er einen spärlichen Haarwuchs und listig blinzelnde braune Augen. Obwohl ich ihm oft genug versichert hatte, daß er ganz das Aussehen eines Marabus besäße, hielt er sich selbst für einen schnecken und hübschen Jüngling, in den sich gleich alle jungen Mädchen verlieben müßten. Er dachte sogar daran, Margarethe Thanisch zu umwerben und hatte seine Bedenken nur wegen der Verschiedenheit des Gesangbuches. Ich konnte nur laut lachen und riet ihm in aller Treuherzigkeit, doch einmal sich die Dinge nüchtern anzusehen. Er war mitunter etwas begriffsstutzig. auch war er zu mir häufig etwas zudringlich und pflegte mich zu duzen, wozu ich ihm niemals die geringste Veranlassung gegeben hatte. Er ließ sich aber durchaus nicht aus seiner Rolle bringen.

Eines Tages wurde es offenbar, daß sein Herz anderswo verstrickt war, und bald kam heraus, daß er ein Liebesverhältnis zu einer Näherin in Koblenz unterhielt. Ich hatte ihm mal mit einem Rucksack zu Bahn marschieren sehen, der zu einer vollkommen prallen Kugel aufgeblasen war. Er brachte darin Kissen in das Nest. Nach einiger Zeit hieß es, daß er Vaterfreuden zu erwarten habe. Es war die Zeit des Kriegsausbruchs, und er gedachte, die Mutter nach Bernkastel in seine Wohnung einzuquartieren. Nur mit Mühe konnte ich ihn hiervon zurückhalten. Am zweiten Mobilmachungstage zog er als Freiwilliger ins Feld, wurde aber nach kurzer Zeit Kriegsgerichtsrat. Vor seinem Auszug legte er mir seine Geliebte, die ich nie zu Gesicht bekommen hatte, besonders warm ans Herz. Nach einiger Zeit legte mir mein Sekretär eine Geburtsanzeige vor, nach der unehelich einmännliches Kind mit vollen zweieinhalbe Zeilen von Vornamen, darunter auch Ernst und zum Schluß „Unverzagt“ aufgeführt waren. Es war Reineckes Sprößling. Es dauerte eine lange Zeit, bis dies klar und festgestellt wurde, daß wir gar nicht zuständig, sondern Koblenz zuständig war. Er hatte sich das alles in seinem naiven Sinn ganz einfach gedacht und wollte das Ganze sich in Bernkastel abspielen lassen, was natürlich eine Skandalgeschichte ersten Ranges geworden wäre.

Im Laufe des Krieges wurden wir eines Nachts durch eine Depesche erschreckt, aber was war es? Reinecke hatte das E. K. I bekommen und mußte uns damit nachts in Schrecken versetzen.

Da fällt mir noch eine amüsante Geschichte ein, die sich einige Zeit vor dem Kriege ereignete, als Winckler eine Reserveoffizierübung mitmachte. Cornelius Müller telefonierte aus Traben-Trarbach, daß der Oberlandesgerichtspräsident Mohrkramer im Lande sei und im Laufe des Nachmittags zur Revision zu uns kommen würde. Wir waren dann überraschenderweise trotz des Samstagnachmittags alle vollzählig im Amt, was geradezu als ein Wunder angesehen werden mußte, indem zum Wochenende meist die Herren fehlten. Mohrkramer war sehr wohlwollend und erkundigte sich im Laufe einer Unterhaltung, er hatte uns zu einer schlechten Flasche Wein in den Garten eingeladen, wann montags der erste Zug nach Wittlich führe. Es war klar, wir sollten den Wittlichern einen Wink geben. Leider war das nicht möglich, weder beim Amtsgericht noch bei Anwalt und Notar war irgendjemand zu erreichen. Nach langem Hin und Her beschlossen wir, eine Depesche zu schicken. Was geschieht darauf in Wittlich? Am frühen Morgen steht der aufsichtsführende Amtsrichter pünktlich am Bahnhof und empfängt in Zylinder und Bratenrock der Herrn Oberlandesgerichtspräsidenten. Mohrkramer war natürlich recht verdrießlich und erfuhr alles von der Depesche. Seine Verdrossenheit zeigte sich in einer sehr ungnädigen Revision. Sie hatte einen sehr merkwürdigen Erfolg: Er war nach Wittlich gekommen in der Absicht, dort ein großzügiges Amtsgericht mit sechs Richtern zu bauen, nun aber fand er alles hinreichend und genügend und war sehr ungnädig. Die Wittlicher haben heute noch keinen Amtsgerichtsbau. Der Gegensatz des Empfanges dort und bei uns war allzu krass. Von seinem Schwiegersohn v. Sobbe war Mohrkramer seiner Zeit in Bernkastel erstmals Großvater geworden. Er hatte es in lieber Erinnerung. Ein Abglanz davon hätte sich gewiß auch auf das wirtschaftlich viel wichtigere Wittlich gesenkt, wenn nicht v. Hagens mit seinem Unglückszylinder alles verdorben hätte. Er war übrigens alter Corpsstudent, und gelegentlich einer Versammlung seiner alten Kommilitonen wurde ihm diese Sache mit dem Zylinder vorgespielt. War das komisch! Übrigens hat er stets behauptet, an der ganzen Sache wären ausschließlich wir schuld gewesen.

Über Reinecke habe ich noch nachzutragen: Daß er nach seiner gesunden Rückkehr aus dem Kriege die Tochter eines Bürgermeisters von Hagen in Kempfeld geheiratet hatte. Diese war zwar Doktor der Chemie, verstand sich aber nicht auf die Kochkünste. Fräulein Schönberg gegenüber schilderte Reinecke, der später in unserem Hause bei Leistners, aber auf dem zweiten Stockwerk wohnte, es wäre doch viel praktischer, wenn der Magen eine eigene



Klappe besäße, durch die man die Speisen einführen könnte, um den Weg durch den Mund und den Schlund zu ersparen. Es müssen sich noch seltsame Sachen mit Reinecke in Bernkastel abgespielt haben. Zum Beispiel, daß er eines Tages seine frühere Geliebte mit ihrem mittlerweile großen und kräftigen Sohne (herangewachsenen Kegel) nach Bernkastel kommen ließ und mit beiden Frauen in Begleitung dieses Jungen an der Mosel spazieren ging. Der Junge mußte ihm ganz fabelhaft ähnlich gesehen haben.

Später besuchte mich Reinecke noch einmal in Bonn. Er war von der französischen Besatzung vertrieben worden und Amtsgerichtsrat in Einbeck bei Hannover geworden. Ich nahm ihn auf seinen Wunsch mit zum Kaufhaus Tietz, und er benahm sich dort wie ein großes Kind, so daß die Geheimdetektive auf ihn aufmerksam wurden und ich ihn hierauf aufmerksam machen mußte. So wird er vermutlich auch noch heute sein.

### **Assessor Schmitz**

Er stammte aus Trier. Sein Vater war Oberförster und seine Frau die Tochter eines altadeligen Geschlechtes auf der Burg Vianden. Er war ein gedrungener Mensch, Schwarzkopf mit einem riesigen, etwas schiefstehenden Auge. Schmitz sieht aus wie ein Menschenfresser, pflegte Reinecke zu sagen. Er war ein gutmütiger und kluger Mensch, ein unverdrossen arbeitender Kollege, mit hellem Kopf und gesundem Blick, ein eifriger Jäger und großer Potator vor dem Herrn. „Eich han glaubt, in Trür wird viel gesoff, aber in Bernkastel wird nochmal viel mehr gesoff!“ Das war ein Kernwort von ihm. Er war sehr befreundet mit dem Kollegen Sieburg und verkehrte sehr nett mit dessen Kindern. Er hatte nur den einen Wunsch, Amtsrichter und Jäger in Bitburg in der Eifel zu werden. Dieser Wunsch ging ihm auch in Erfüllung, nachdem er im Anfang des Weltkrieges eine Zeit lang eingezogen und als Wachmann an der Brücke hatte stehen müssen. Nachdem er seine Jagd vollständig ausgeschossen hatte, traf er ein Abkommen mit einem Trierer Pferdemetzger auf Lieferung von wöchentlich drei Pfund Fleisch, „denn ohne Fleisch kann ich nicht leben“, erzählte er mir. Von Sieburg hörte ich später zu meiner großen Betrübnis, daß er infolge einer Kehlkopferkrankung einen langen und qualvollen Tod sehr tapfer hat sterben müssen. Er war ein wackerer Mensch.

Er erzählte mir, daß er sich oft morgens auf dem Bettvorleger seines Bettes schlafend fand. Er war dann etwas spät und weinbeladen nach Hause gekommen, hatte sich in der Dunkelheit ausgezogen und seine Kleider in bester Ordnung hingelegt, war aber nicht mehr bis ins Bett gekommen, sondern hatte sich vor demselben hingelegt. Das hinderte ihn aber keineswegs, andern Tages fleißig und tüchtig im Gericht seine Pflicht zu tun. Ich erinnere mich einer Schilderung über die körperliche Wirkung des Genusses einer größeren Menge Federweißer auf das Herz des Trinkers: „Ich wurde plötzlich nachts im Bette wach, mein Herz schlug im wilden Takt, ich setzte mich voller Schrecken aufrecht ins Bett und dachte jeden Augenblick, jetzt kommt der Tod. Es war ein schreckliches Hämmern in der Brust.“

Gelegentlich einer Verlosung von Gegenständen kurz vor Weihnachten in einer lustigen Sitzung des Bernkasteler Abends in der Doktorweinstube hatte jeder Mensch ein Spielzeug für die Kinder gestiftet, Schmitz einen flauschigen Seidenaffen. Es wurde gewürfelt, und Schmitz hatte sechs, sechs, vier und gedachte ihn schon für die Kinder Sieburg zurückerobert zu haben. Ich aber warf sechs, sechs, fünf, und der Affe erfreute jahrelang unsere Kinder.

### **Bernkasteler Köpfe III**

#### **Schmidtchen**

Eine liebenswürdige Erscheinung war trotz seines rauhen männlichen Aussehens der frühere Zigarrenfabrikant **Schmidtchen**, der Besitzer des Hauses, in dem Notar Sieburg Wohnung und Büro hatte. Dieser alte Junggeselle hatte stets die Taschen voll mit Augen von Rosen, die er unterwegs auf seinen Spaziergängen vermittlems eines Okuliermessers auf zahlreiche wilde Rosenstöcke zu okulieren pflegte, und zwar meist an entlegenen und wenig zugänglichen Stellen, vielfach an Feldüberhängen in den Bergkämmen oberhalb der Weinberge. Vielfach entwickelten sich solche Augen, und es blühten wundervolle gefüllte Rosen mitten in wilden Hängen. Oft mußte er natürlich zu seinem Verdrusse erleben, daß wilde Jungens nicht nur diese edlen Triebe, sondern die ganzen Rosen abrissen und verdarben. Oft aber fand der besinnliche Wanderer an einem sonnigen und schlecht erreichbaren Plätzchen eine voll blühende und wundervoll duftende Rose edler Herkunft. – Er machte allerhand

Naturbeobachtungen, so zum Beispiel dass sich der Samen der Mistel auf keine Weise künstlich auf einen anderen Baum einpflanzen läßt. Er war zu der Überzeugung gekommen, daß der Mistelsamen erst den Darmkanal der Amsel oder eines anderen Vogels passiert haben müßte, um selbst an einem anderen Baume aufzukeimen.

Als alter Zigarrenfabrikant bestätigte er mir meine Vermutung, daß in der vorderen Hälfte der Zigarre der Tabak besser sei als in der zweiten Hälfte. Mir schmeckte nämlich damals stets nur die erste Hälfte einer Zigarre. Außerdem lernte ich von ihm die Bedeutung des Trauerrandes zwischen der brennenden Zigarre und dem weißen Aschenkranz kennen. Der Trauerrand sei nicht zu finden bei Zigarren aus solchen Tabak, der erstmals auf jungfräulichem Boden gewachsen sei, das heißt auf einem Boden, wo es vorher noch keinen Tabak gegeben hatte. Schmidtchen ist mir als ein ruhiger und besinnlicher Mann noch in guter Erinnerung.

### **Dr. Ludwig – Physiker und Naturkundiger**

Bei einem gemeinsamen Besuche mit Rechtsanwalt Schönberg lernte ich Dr. Ludwig in Dusemond kennen. Weit abgelegen vom Ort in der Nähe des Waldes und am Rand eines Feldes hatte er seine sehr einfache Behausung, wenn ich nicht irre, gemeinsam mit einer Schwester. Der schmale und durchgeistigte Kopf eines Denkers und Erfinders. Er hatte schon bei Edison in New York gearbeitet, namentlich auch an der Herstellung künstlicher Diamanten. Dies war ihm auch theoretisch gelungen, und er hoffte mit der Zeit den Herstellungspreis derselben auf fünf Mark pro Kilo zu drücken. Damit hatte es aber noch gute Wege. Hörte man seine einfachen und völlig schwulstlosen Darlegungen an, so war man von ihm überzeugt. Damals ging es ihm nicht besonders gut. Die Banken hatten die Mittel zu weiteren Experimenten, die natürlich Geld kosteten, nicht mehr oder nicht mehr so reichlich geben wollen, obwohl noch vor nicht langer Zeit die den Diamanthandel vollkommen beherrschende De-Beers-Kompagnie vor ihm und seinen Ideen gezittert hatte, weil sie wohl mit Recht eine gänzliche Entwertung ihrer wertvollen Diamantfelder und der darin gesteckten Kapitalien fürchteten, wenn diese einmal für fünf Mark das Kilogramm herzustellen waren. Vor seiner halb im Felsen eingehauenen Offizin sieht man eine kleine Bahn, die in einen Bergtunnel hineinführt, der im rechten Winkel abbog und sich dann ganz in den

Bauch des Berges hineinzog. Auf einem kleinen Eisenbahnwagen konnte man einen riesigen Bombenträger liegen sehen, der bei Experimenten in den Berg hineingeschoben wurde. Mitunter gab es dann eine schwere dumpfe Explosion, die den ganzen Berg erschüttern ließ. Das Volk nannte ihn den Goldmacher, und es wurde die Ansicht wieder lebendig, er stehe mit dem Teufel in Verbindung. Bei den Gebildeten galt er als verrückt. Oberförster Bauer lehnte ihn als den unverständigen Sohn eines verständigen Kollegen als gänzlich mißraten ab. Eine natürliche Erscheinung: denn keiner ist Prophet in seiner Vaterstadt. Sein schlankes Äußere und sein jugendliches Gesicht ließen auf einen Mann von vierzig bis fünfzig Jahren schließen, das Haupthaar war allerdings weiß gebleicht. Jedenfalls ein ungemein sympathischer Mensch. Später besuchte ich ihn nochmals auf kurze Dauer. Da ging es ihm besser. Er hatte Soldaten aus dem Weltkriege zur Verfügung, die ihm beim Transport von großen und ungemein gewichtigen Eisengußteilen halfen. Die Stücke hatten je ein Gewicht von bis zu zwanzig Zentnern und wiesen in der Mitte ein kreisrundes Loch auf von etwa einem halben Meter Durchmesser. Diese Teile sollten auf einer riesigen Säule aufgereiht und so angebracht werden, daß sie einen riesigen Druck ausüben konnten, von dem aber plötzlich eine völlige Entlastung herbeigeführt werden konnte. Nach Schönbergs Bekundungen waren den Banken Gutachten von bedeutenden Physikern vorgelegt worden, und es hatten sich daher Kapitalisten und Mittel gefunden, um ihn in seinen Bestrebungen zu unterstützen. Er leuchtete damals ordentlich vor Freude, war aber sonst ganz derselbe ruhige und bescheidene Mensch wie früher. Er war damit zufrieden, seiner Sache langsam immer näher zu kommen und wurde darin angeblich auch von Staat und Wehrmacht unterstützt. Irre ich nicht, so wurde mir beiläufig erzählt, daß es ihm zwar nicht gelungen sei, Gold zu machen, wohl aber solches zu zerlegen, nämlich in Kupfer und Blei. Im Januar 1942 habe ich mich bei Schönberg nach ihm erkundigt und erhielt die Antwort, er lebe noch und experimentiere auch noch.

## **Aus meinem Bernkasteler Tagebuch**

### **Köns, der Zuckerbäcker**

Konditoren und Zuckerbäcker müssen einen ordentlichen Schmerbauch und ein freundlich grinsendes und speckig glänzendes Angesicht haben, während der Brotbäcker meist hager, knochig und mehlwurmig aussieht, mit einem deutlich sauren Ausdruck im Gesicht von all dem gesäuerten Brot, das er tagaus, tagein Zeit seines Lebens backen muß. Köns machte eine Ausnahme, ohne sauertöpfischen Ausdruck, stets ein Lächeln in den runzligen Gesichtszügen aber von einem Bauchansatz war auch nicht die geringste Spur zu sehen. Er war vielmehr ein hageres, kreges Männchen mit goldener Brille auf der Nase, das mit weit ausholenden Schritten über die Brücke marschierte und seinen Hut in weitem Bogen mit genauen Abmessungen für jede Art von Gruß je nach der Person des Begrüßten zu schwenken verstand. Ein Allerweltskerl, der alles kann. Im Kriege hatte er es fertiggebracht, einen Kuchen ohne Mehl zu backen. Aber schon früher hatte er, voller Mißtrauen in die allzulang geschüttelte Milch der benachbarten Gutshöfe, schon seit Jahren mit einem aus weißer Trockensubstanz von ihm selbst aus Milch hergestellten Pulver gebacken und sogar die feinste Schlagsahne daraus zu machen verstanden. Er verstand sein Handwerk gründlich. In diesem Lande der Phäaken selbstverständlich. Wenn aber bei ganz großen Kaffeekränzchen die Damen der Honoratioren noch besondere Torten aus der Bezirksstadt kommen lassen mußten, so war dies nach Köns Ansicht alles weggeworfenes Geld. Mit seiner Zuckerbäckerei war er keineswegs befriedigt, sondern hielt sich zu Höherem geboren. So hatte er sich eine Lieblingsbeschäftigung zugelegt: die Anlage elektrischer Klingelleitungen. Allzu große Fachkenntnisse plagten ihn dabei keineswegs, und so ersetzte er diese Mängel durch jugendliche Behendigkeit, mit der er wie ein Affe die Leitern erkletterte, große Drahtverschwendungen und eifriges Reden. Jahrelang hatte er auf diesem Felde keine Konkurrenz und war ein kluger Mann. Die Schellen erwiesen sich dabei aber oft von seltenstem Eigensinn, einmal streikten sie schlechthin und ein anderes Mal gab sich eine ans Lärmen und hörte nicht eher auf zu lamentieren, bis man ihr den Draht aus den Elementen riß. Fand Köns sich dann zur Reparatur ein, so schnitt er flugs mit seinem Taschenmesser die verschiedenen Drähte an, machte geheimnisvolle Verbindungen, kurz, die Leitungen erkannten ihn als Herrn und Meister an und verhielten sich, solange

er im Hause war, ganz ordentlich und läuteten nur auf Knopfdruck. Kaum aber war der Meister einige Zeit aus dem Hause, so begann der Unfug von Neuem.

Frau Köns hatte sich das von ihrem Manne versäumte Ränzlein zugelegt. Sie war allseits so gut gepolstert, daß sie kühn vom Dache des kleinen Konditorhäuschens auf die gepflasterte Straße stürzen konnte, ohne sich einer anderen Gefahr auszusetzen, als daß sie wieder bis zum ersten Stockwerk zurückgefedert wurde.

### **Die Feuersbrunst**

Aus meinem Tagebuch von Bernkastel, 6. September 1918: Langsam komme ich in diesen Ferientagen wieder zu mir selber und beginne nach einigen Tagen äußerlichen Ordens der Dinge im Wohnzimmer, Bücherschrank u. s. w. (zwei Kisten Bücher wurden bereits umzugsfertig gepackt) jetzt damit, die Eindrücke der letzten Zeit auch innerlich ein wenig zu ordnen und zu verarbeiten. Zwei Monate Erholungsurlaub werden mich auch darin wieder auf einen vernünftigen Stand zurückbringen. Leider ist die Wohnungsfrage immer noch ungelöst. Das Gesuch wegen der bescheidenen Dienstwohnung ist nun schon einen Monat lang unterwegs.

Am 28. August nahm ich nachmittags in Wehlen bei einer Witwe Zacharias Dietz-Friedrich eine längere Schenkungsurkunde mit Auflassung vor, zu der ich die verschiedenen Familienzweige im Laufe etwa eines Halbjahres nach und nach im Vergleichswege zu einer „Vereinigung“ gebracht hatte. Die fünfzehn Anwesenden hatten eben ihre vielfachen Unterschriften umständlich erledigt, von einer Frau als letzter gezeichnet, da brach einer mit dem Schreckruf „Es brennt“ in das schwül überfüllte Zimmer, und sofort stob alles auseinander. Ich packte in Ruhe die Papiere zusammen und ging auch hinaus. Wenige Häuser weiter, so stand ich vor einem Hause, das gegen seine Nachbarn stark nach der Straße zu vorsprang und nach seinem Schilde einem Sattler Friedrich gehörte. Der Anblick war zunächst so überwältigend, daß es einem den Atem versetzte. Aus der rückwärts dicht am Hause gelegenen Scheune schlug die Flamme mit unwiderstehlicher Gewalt. Da war nichts zu retten, die eingelagerte Frucht der neuen Ernte gab dem Feuer eine unerhörte Wucht, und die roten Flammen fackelten in hellem Schwung und prächtigem Bogen in den sommerlich hellen Spätnachmittag, obenauf von schwärzlichem Rauchgekringel übersäumt. Das

Ganze wirkte mit der Wucht des Einfachen wie ein alter, grob illuminiertes klarer Holzschnitt. Ich fühlte mich einer stürmenden Reihe von seltsamen Empfindungen ausgesetzt, mußte bald an eine der aus tausend Bildern bekannten Brand- und Plünderungsszenen des dreißigjährigen Krieges, bald an eine Dorferstürmung an der Westfront denken. Aus den Fenstern fielen brockenweise alle möglichen Stücke Hausrat, die vorab noch von wenigen Händen aufgerafft und in die nächsten Häuser geschafft wurden. In diesen standen zunächst einige Weibspersonen eine Zeit lang wie halb versteinert, schrieen heftig und wußten nicht, womit beginnen. Aus dem dahinter liegenden Stall wurden zwei Ziegen und ein prächtiges fettes Schwein von einem Manne mit derben Scheltworten und Schlägen herausgetrieben. Nach einigen Minuten füllte sich die anfänglich fast leere Dorfstraße mit Leuten, unter denen etliche Männer kurze Befehle gaben. Sobald die tüchtigen Spritzen kamen und hanfene Schläuche von verschiedenen Seiten herankrochen, ihre trockenen Schlangenbäuche prall aufbliesen und die blasse Farbe ihres trockenen Daseins mit einem dunkelgrauen nassen Aussehen vertauschten, und die Fülle ihres gepreßten Leibesinhaltes hier und da an etwas schadhafte Stellen in dünnem Strahl hochaufspritzen ließen, ging alles seinen ruhigen Gang. Das Feuer griff auf das Wohnhaus über. Die Leute wurden aus ihm herausgeholt, die Dachfirsten der unmittelbar benachbarten Häuser unter die Spritze genommen, denn sie wollten stets mit aufflammen. Über dem Hausgiebel schwang die Lohe ihre riesige Brandfackel drohend nah in die Straße hinein und nach dem gegenüberliegenden Hause zu, dessen Bewohner schon ängstlich mit dem Plündern ihres Hausrats beginnen wollten. Ich konnte sie davon zurückhalten, denn kein Lüftchen regte sich, und es war unverkennbar, in wenigen Minuten mußte sich das Feuer des Dachstuhles in seiner tollsten Wildheit ausgerast haben, und damit war die Hauptgefahr für die Nachbarn vorüber. Schließlich langten von allen Seiten gewaltige Haken an schweren Bäumen an, Dutzende von derben Fäusten stemmten und hoben hieran. Kreuzweise von starken Stützbäumen unterstemmt, stiegen die eisernen Haken langsam bis zum brennenden Dachgebälk empor, legten sich schwerfällig darauf und hakten sich langsam und behutsam ein. Dann ein ruckweises und kurzes Ziehen und mit lautem Krachen stürzten ganze Teile des Daches mit glühenden Schiefeln, verkohlten Balken und schwelenden Latten in hellem blauem Rauchdunst am Hause herunter. Der lose obere Hausgiebel wurde eingestoßen, und dann kletterten einige beherzte Russen auf leichten Fenstern zur Vorderseite hinein und brachten alles und jedes heraus, was nur irgend zu erreichen war. Ganze

Möbelstücke wanderten da aus den Fenstern über die besetzten Leitern auf die vielen erhobenen Hände und verschwanden in der Nachbarschaft. Die Fülle des Hausrats, der Kleidungsstücke, des tausendfach angehäuften Krimskrams, das alles hübsch nacheinander zu öffentlicher Schau erschien und unten wieder verschwand, wollte gar kein Ende nehmen. Der Eigentümer, der im Geruche wucherischen Fleisch- und Schleichhandels stand und während des Brandes auswärts abwesend war, muß sich abends nicht wenig gewundert haben. Endlich war aller Hausrat – es kamen Betten zutage, die wohl seit Menschengedenken nicht auseinandergenommen waren – heraus, das Dachgebälk ineinandergestürzt und die Gefahr für die Nachbarhäuser durch eifriges Spritzen abgewendet. Ein Feuerwehrmann ging daran, eine vorn auf dem glimmenden Dachspeicher stehende alte Eichenkiste, deren derber Eisenbeschlag sich verbogen hatte und deren dicke Wände noch brannten, seitlich zu öffnen und mit einer eisernen Schaufel daraus Eimer auf Eimer voll schönen goldgelben Weizens herauszuholen, der als Hamstergut allerseits einem verständnisinnigen Schmunzeln begegnete. Später wurden dann noch kräftig die Mauern des rauchenden Trümmerhaufens eingerissen, damit für die Feuerversicherung nicht noch etwa abzugsfähige Reste übrig blieben.

Sofort trat die Fama ihren Weg an: ganze Zentner Fett und Speck sollten rückwärts herausgeschafft worden sein, desgleichen beträchtliche Ledervorräte, während noch Bütten voll Häute in Lohgerberbeize im Keller stünden und so fort. Durch derlei Reden gewann ich aus dem merkwürdig entrückenden Gesamteindruck wieder Anschluß an die alltägliche Umwelt. —

### **Traben-Trarbach – Cornelius Müller**

Er verstarb mit 59 Jahren am 29.12.1917. Über dieses Begräbnis finde ich folgendes in meinem Tagebuch:

Gestern begruben wir (4. Januar 1918) in Traben-Trarbach den herzensguten edlen Cornelius Müller, der seit 1889 dort Richter war. Seit 1894 hatte er mit seinem Kollegen Gescher in treuer Freundschaft gelebt und ein gastfreundliches Haus geführt, das moselauf, moselab und durchs ganze Rheinland allenthalben berühmt war. Es stimmte sehr wehmütig, daß ich zusammen mit der Kunde seines Todes die Ernennung Geschers zum Geheimrat erfuhr, und so ich schrieb



diesem meine Empfindungen in einem herzlichen Briefe. Er erwiderte diesen sofort und lud mich zum Mittag ein. Ich kam dem gern nach, warf mich morgens in schwarze Kleider, erledigte bei Gericht einen ansehnlichen Stapel Akten und fuhr anderen Tages nach dort, wohl versehen mit Schirm, denn es stöberte von Schnee, und mit einem Pelzfußsack, der mir die Beine wärmte. Zwischen Löslich und Kröv war die Mosel zugefroren. Das Treibeis hatte sich schon weit unterhalb gesetzt und staut sich von dort an dauernd zurück. Vor Traben hatten heftige Pressungen im Eis stattgefunden. Es dehnten sich im Flußbett weite Felder mit wildgetürmten Schollen und kleinen Gebirgen von zusammengepreßten und dann regelmäßig auseinandergeborstenen Eismassen. Dazwischen dehnten sich große blanke Wasserspiegel, unbeweglich und schwärzlich, in denen sich das Saumeis und jene Packmassen schauerlich widerspiegelten. Darüber eine blitzende Wintersonne, die mir um die Mittagsstunde so gehörig auf Pelz und Mantel brannte, daß ich ernstlich daran dachte, mich ein wenig auszupellen. Ich kehrte zunächst bei Gescher ein. In dem sonnenbestrahlten Hause empfing mich die liebenswürdige Hausfrau, die einen recht gesunden und blühenden Eindruck machte. Was hatte sie aber auch in langen Jahren des Leidens alles ausgestanden und durchgehalten, und wie elend war sie noch, als ich mit Helene im Sommer 1913 dort war. Sie erkundigte sich sehr nach Helene, erzählte manches von ihren Kuren und war lebhaft interessiert für die hohe Rhön und Frankenheim. Kurz vor Tisch kam dann auch der neue Geheimrat, noch feiner und zarter als früher, und wir unterhielten uns über mancherlei. Weinkäufe interessierten ihn auch besonders. Zu Tisch erschien auch der Sohn, der in zwei Monaten Abiturient zu sein hofft und bereits in Frankreich Erntearbeit mit gutem Erfolg verrichtet hatte. Wir aßen und unterhielten uns aufs beste, ich hatte eine prächtigen Aussicht auf die Landschaft von meinem Platz aus. Nur allzu bald war die Zeit da, daß wir zum Begräbnis hinüber mußten. Wir stiegen zum Schlößchen hinauf. Im Hause herrschte im Treppenflur große Hitze und Enge, der Tote lag links. Paul Thanisch und ich gingen bald hinaus auf die Terrasse, um eine Überhitzung und nachfolgende Erkältung zu vermeiden. Da bot sich dem Blick ein reiches Landschaftsbild dar. Ringsum die verschneite Landschaft, im Tal der vereiste Fluß, in dem sich mitten zwischen den wüsten Schollentrümmern eine der Flußkrümmung sich nachschlängelnde Rinne mit fließendem Wasser gebildet hatte. Die Talmündungen rechts, die Gräfinburg gegenüber und über dem Kautenbachtal, alles stand unter einer großen grauen und finsternen Wolke, die Wind und Schneeflocken in nahe Aussicht stellte. Über die vielfach über die

Gartenterrasse sich hin- und herwindenden Wege kamen unaufhörlich lange Züge von Frauen und Kindern, darunter ein Kirchenschweizer in neuem leuchtend rotem neuen Tuchrock, Chorknaben mit Kreuzen, Fahnen und dazwischen ein mit durchdringender Stimme unermüdlich beflissener Vorbeter, der den schmerzhaften Rosenkranz anführte. Von Zeit zu Zeit stets neue Herrn in blanken Zylindern und endlich auch drei Geistliche, ein kleiner schwächlicher wachsgelber im Pluviale, rechts und links flankiert von zwei auffallend stattlichen hohen Geistlichen im langen Chorhemd und übergeworfen schwarzgoldenen Kaseln. Bald kam der schwere dunkle Eichensarg, von einem ganzen Rudel von Männern getragen aus dem Hause, und der Hausherr hielt dort seinen letzten Auszug, wo er als 29jähriger vor etwa 29 Jahren erstmals eingetreten war. Er hatte dort also fast die Hälfte seines Lebens zugebracht. Welche Gastfreundschaft hat er dort ausgeübt und wie viele sind dort ein- und ausgegangen. Dem Sarge folgten die beiden Töchter, deren Männer, sein Bruder und etliche Angehörige, dann sein Freund Gescher und andere mehr, darunter auch wir beide. Es ging den steilen beschwerlichen Weg gerade herunter. Ich selbst war zum zweiten Male dort; damals hatte ich mit Helene einen Besuch gemacht, wir hatten aber nur seine Hausdame angetroffen. Im Kriege hat er den Besuch erwidert und sich mit Helene lange unterhalten, während ich auf dem Amte war. So war ich mit ihm nie in seinem Hause zusammen gewesen. Ich hatte ihn etwa vor einem Jahr zuletzt gesehen, als er mit Gescher ihren gemeinsamen Freund, unsern Oberförster Bauer in Bernkastel aufsuchte. Unter diesen Gedanken waren wir zur letzten Kehrwende gekommen, wo ein Wagen den schweren Sarg aufnahm. Dann wand sich der lange Trauerzug quer durch die Stadt, über enge schmale Gäßchen, bis an einen schmalen steil aufsteigenden Weg, über den der Sarg wieder getragen werden mußte. Durch eine alte malerisch verfallene Mauer mit altem verwittertem Steinbogen, dann über eine lange schmale Brücke, von der man links und rechts auf verschneite Rebstöcke hinuntersah. Dann auf den engen und jäh abfallenden Kirchhof, in dessen Mitte sich ein kuppelbedeckter kleiner Bau mit weiter romanischer Bogenöffnung erhob. Dort wurde der Sarg unter dem rituellen Gesang der Geistlichen feierlich versenkt. Am offenen Grab sang ein Chor, und nachdem einige Vaterunser in die rauhe Winterluft mit krächzend umherfliegenden Raben und drohender Schneeschauer gesprochen waren, flutete die Menge der Leidtragenden langsam wieder ins Städtchen hinab und zerteilte sich in den verschiedenen Gassen. Manche folgten den Kellereinladungen, andere gingen auf das weithin sichtbare Trauerhaus zurück, wo der Kaffeetisch gedeckt stand. Wir trafen uns mit

etlichen Bernkastelern, darunter Kollegen Remy und Bürgermeister Simonis im „Wamsch“, wo der Verewigte manches Schöppchen geleert hatte. Eine einfache anheimelnde Kneipe, in der es aus richtigen Viertellitergläsern, fest und mit kleinen Knuppen verzehrt ein prächtiges Schöppchen neuer 1917er zu 1,20 M gab, das wir dem Verstorbenen weihten. Um viertel vor fünf kam pünktlich der Zug, und während die winterliche Abendsonne hinter der malerischen Burg von Wolf stand, wurde im Zuge die letzte Flasche, edler 1915er Trittenheimer geleert mit Bürgermeister Simonis, Paul Thanisch, Remy, Rechtsanwalt Theisen, Bürgermeister Falz und Gastwirt Popp. Ein eindrucksvoller Tag.

### **Einiges von Müller**

Als Assessor hatte er die einzige Tochter und Erbin eines mexikanischen Minenbesitzers kennen gelernt und geheiratet und war dann so lange Assessor beim Amtsgericht Traben-Trarbach geblieben, bis er dort auch gleich zum Amtsgerichtsrat gemacht wurde. Daß er sich mit der Bevölkerung ausgezeichnet verstand, wurde dadurch bewiesen, daß die Einwohner seine Ernennung zum dortigen Amtsgerichtsrat mit allgemeiner Beflagung begrüßten. Er muß ungeheuer viel Wohltaten erwiesen haben. Als ich ihn kennen lernte, war er schon ein gereifter Mann und hatte wenig Glück mit seinen Töchtern. Für seinen Gerichtsbetrieb ist folgende Erzählung charakteristisch: Eines Tages kommt der Landgerichtspräsident von Koblenz zur Gerichtsrevision. Es ist Dienstag, und es soll Zivilsitzung sein. Er findet das Gebäude mit Sitzungssaal usw. völlig leer. Keine Katze ist aufzutreiben. In der Privatwohnung des Gerichtsdieners findet er endlich einen jungen Mann, der damit beschäftigt ist, Reibekuchen zu backen. Auf sein Befragen erklärt der junge Mann, er sei der Schwager des Gerichtsvollziehers. Der Präsident erkennt aber sofort, daß es der Referendar ist. Es stellt sich folgender Sachverhalt heraus: Um die Sitzung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten etwas schmackhafter zu gestalten, ließ Cornelius Müller für diesen in einer benachbarten Wirtschaft ein Fäßchen Kölsch auflegen und ausschenken. Gegen zehn Uhr wurde eine Pause eingelegt, und es begaben sich der Richter, der Gerichtsschreiber und Gerichtsdiener, ebenso die Anwälte mit den Parteien zusammen zu einer Stärkung und zu einem Glas Kölsch in diese Wirtschaft. Einem alten Brauch folgend, lag dem jüngsten Referendar die Pflicht ob, hierzu knusprige Reibekuchen zu backen. Nach erfolgter Stärkung wurde dann die Zivilsitzung beendet und meist sämtliche Sachen durch Vergleich

erledigt. Der Präsident fand Geschmack an dieser Art Rechtsprechung und beteiligte sich eifrig an ihr.

Gegen Ende seines Lebens erfuhr er noch unangenehme Erlebnisse, indem man ihm anlässlich der Verlobung seiner Tochter diese nicht nur aus dem Hause zog, sondern gegen ihn auch Gerichtsschritte unternahm wegen Entmündigung und Entziehung der väterlichen Fürsorge für dieses Kind. Ich bin aus der Sache nie recht klug geworden und konnte auch nicht verstehen, wie Gescher sich in dieser Sache anscheinend etwas allzusehr zurückgehalten hat. Später aber muß alles wieder in Ordnung gebracht worden sein.

### **Unser Kreisschulinspektor**

In meinen Bernkasteler Aufzeichnungen finde ich noch folgendes über ihn: Als ich ihn im Mai 1910 kennen lernte, stand der „Wissenschaftliche Abend Bernkastel-Cues“ (WABC) in voller Blüte. Es versammelten sich da jeden Montagabend nach Tisch eine Reihe Beamte und andere Bürger in der Doktorweinstube, wo über alles Mögliche in höchst ernstem wissenschaftlichem Ton, aber in nicht minder lustigem ironischem Sinne geplaudert, guter Wein dazu getrunken und Nüsse geknackt wurden. Das Nüsseknacken war ganz und gar obligatorisch und jeder Gast zahlte hierfür ein Pausquantum nach Maßgabe der auf seinem Pappellerchen sich ansammelnden Nußschalen. Scherzhafter Weise wurden diese stets gern auf die Schale des Nachbarn geschoben. Bei der Neuaufnahme von Gästen oder neuankommenden Mitgliedern wurde eine wissenschaftliche Prüfung mit Aufnahme gemacht, die nichts als eine scherzhafte Maskerade war, oft aber mit großem Ernst und Erfolg eine Zeit lang aufrecht erhalten wurde. Manche unerfahrene Referendar wurde da regelrecht gelehrt, indem man ihm ein besonderes Thema zur Bearbeitung gab, das er dann eines Abends nach erfolgter Absprache seines Referenten ernsthaft vortrug, wobei ein Coreferent eine Kritik abhielt und schließlich der Vorsitzende über seine Aufnahme abstimmen ließ. Mitunter wurde sogar ein Orden verliehen. Der Vorsitzende war der vortreffliche Oberstabsarzt Düblin, der, obschon Jude, ebenso wie sein Vater, aktiver preußischer Stabsarzt gewesen war. Sein ständiger Vertreter war Oberförster Heinrich Baum, mitunter aber auch Franz Müller, der Kreisschulinspektor. Dieser pflegte durchweg am oberen Ende der

Tafel zu sitzen, was abgesehen von seinem würdigen Aussehen, namentlich im Winter von Bedeutung war, indem es ihm einen besonderen Anteil an der Ofenwärme sicherte, denn hierfür war er sehr empfänglich und konnte vor allem keinen Zug vertragen. Die geringste Luftbewegung konnte ihn in Unruhe und schließlich in Verzweiflung bringen, und alles war stets darauf aus, irgendeinen tückischen und schwer zu aufzufindenden Spalt zu öffnen, der frische Luft hereinbrachte. Er war von großer stattlicher Figur und trug seinen recht umfänglichen und gewichtigen Leib mit vieler Würde. Obgleich er in dem farblosen Gesicht oft den Ausdruck einer mürrischen Bulldogge trug, bedurfte es doch nur kurzer Bekanntschaft, um seine gute Laune, seinen Witz und sein gutes Herz kennen und schätzen zu lernen. So ging es auch mir, und ich war bald recht bekannt und vertraut mit ihm. Und obwohl wir uns persönlich nie besonders näher getreten sind, hatten wir stets einen recht unbefangenen und vertrauten Ron miteinander. Später hat er mich auch des öfteren in rechtlichen Dingen um Rat gefragt und wir haben manchen Spaziergang lange hin und her überlegt, wie er auf geschickte Weise einem Lehrer gegen bald diesen, bald jenen meist lächerlichen Übergriff des Ortsschulinspektors helfen konnte. Letztere waren damals fast ausnahmslos noch die katholischen Pfarrer. Müllers Amt erstreckte sich damals auf die katholischen Schulen des Kreises.

Er stammte aus Hildesheim und hatte selbst Theologie studieren wollen und war dann Philologe geworden. Münster war seine Universitätsstadt gewesen. Von seiner Familie habe ich ihn nie ein Wort reden hören. Jedenfalls war ihm ein wenig von der Würde eines behäbigen katholischen Geistlichen geblieben, und soviel ich beobachten konnte, verkehrte er äußerlich ausgezeichnet mit ihnen. Es war uns allen aber nicht im mindesten zweifelhaft, daß er sich innerlich gerade ihnen gegenüber durchaus ablehnend verhielt, vielleicht gerade wegen seines Umsattelns oder dessen Ursache, obschon er dies in lächelnder Weise sehr geschickt unerörtert zu lassen pflegte. Scherzhafter Weise wurde er als Vertreter des Zentrums angesprochen und wußte ebenso ironisch dessen Grundsätze gegenüber allen liberal Angefärbten zu verfechten. Ich selbst habe über vielerlei von ihm wertvolle Aufschlüsse erhalten. Jedenfalls verstand er es ganz vorzüglich zu schweigen und in höchst selbstsicherer Weise alle Klippen seines oft nicht unebenen Amtes spielend zu umschiffen.

Mancherlei Angriffe mußte er erdulden. So ob seiner stattlichen Leibesfülle, seiner großen Eßlust und seiner geschickt durch „Sardellenanleihen“ verdeckten

dichten Haarwuchs. Die beiden Präsidenten des WABC trugen nämlich breite glänzende Glatzen. Im Essen leistete er tatsächlich Erstaunliches. Er blieb darin unbestrittener Meister, obschon ihm eine Zeit lang die Kollegen Reinecke und Felix Schmitz ernsthafte Konkurrenz machten. Er liebte vorzugsweise reichliche und derbe Gerichte. Bereits vor meiner Zeit war ihm das Mittagessen im Hotel Gassen zu den drei Königen zu wenig und zu fade geworden, und er hatte sich die kleine Bahnhofskneipe, nach ihrer Inhaberin, einer früheren Köchin bei Gassen, Lenchen Liell, kurzweg „Bei der Lenchen“ genannt, zum Stammlokal für seine Hauptmahlzeiten mit viel Geschick und Erfolg herangezogen. Sie lag seiner Wohnung gegenüber. Er wohnte bei einer Frau Witwe Dr. Licht im Erdgeschoß, benützte dort einige Zimmer, nachdem er vorher einmal bei unserer Hauswirtin in einigen Räumen gehaust, es aber bei ihrem schwer verträglichem Wesen nicht lange ausgehalten und mit ziemlichem Krach ausgezogen war. Trotz verschiedenen Anbohrens wollte er mit Einzelheiten hierüber nie herausrücken.

Jenes Lenchen aber und deren Personal hatte er zu seiner wahren Hof- und Leibküche herangezogen. Sie war stets darauf bedacht, zur Abwechslung irgendwelche Leckerbissen von auswärts kommen zu lassen, die dann zu besonderen Schmäusen Veranlassung waren. Der Ruhm der guten Küche war eine Zeit lang so stark, daß das kleine Weinstübchen der Gastwirtschaft die Gäste kaum alle auf einmal fassen konnte und mittags in zwei oder mehreren Partien gegessen werden mußte. In den zwei Monaten meiner Junggesellenzeit habe ich selbst dort oft gegessen und als Ehemann bin ich hin und wieder mal zu Metzelsuppe mit Blut- und Leberwurst dort, wenn „wir nämlich hausgeschlachtet“ hatten, und „wir schlachten öfters mal ein Schwein“, pflegte Müller mit lustigem Augenzwinkern zu bemerken. Dazu gab es aus spitzen hohen Kelchgläsern ein dünnes helles und stets frisches Bier zu trinken, ein guter Weinschoppen fehlte ebensowenig.

Im Sommer war der Kreisschulinspektor oft wochenlang kaum zu sehen. Dann erledigte er seine Dienstreisen auf dem Hunsrück, wo er eine Unmenge von Schulen nachzuprüfen hatte. Ich meine mich zu erinnern, daß er mir gelegentlich von 211 Reisetagen im Jahr sprach. Dort wußte er seine Reisen, die ihn tagelang weitab und fern über Land führten, immer möglichst so einzurichten, daß er irgendwo für reiche Atzung seines Leibes Gelegenheit fand. Häufig fuhr er zusammen mit dem Oberförster Bauer, entweder mit dem alten Brenner, in

dessen wunderbarer alter Kutsche mit den unvordenklichen Rössern oder in Wilbertz Halbverdeck mit den drallen wohlgeschonten Braunen – seinen Ferienurlaub nahm er stets im Winter und pflegte dann in irgendeine Großstadt zu verschwinden. Gelegentlich wurde er hierbei von Bekannten in Berlin aufgestöbert, und dann gab's dort einen Bernkasteler Abend.

Sommer und Winter fehlte es nicht an abwechselnden Kneipenbesuchen. Da war Sonntag abends nach Tisch oft bis spät in die Nacht hinein ein Zusammensitzen bei Gassen, winters am runden Tisch im kleinen Zimmer, sommers auf der Terrasse links in der Ecke am reservierten Tisch. Montag abends in der Doktorweinstube. An den übrigen Abenden in der Post, bei der Lenchen und namentlich auch bei Lauers zum Bier. Am gesellschaftlichen Verkehr nahm er regen Anteil und war in allen uns bekannten Familien ein stets gern gesehener unterhaltsamer Gast bei den Abendtischgesellschaften, die in den Wintern der Jahre 1910/14 hier sehr im Flor waren. Seit dem Wegzuge einer Familie Haye (1911) hatte er keinen solchen intimen Familienverkehr mehr, wie er ihn dort im Hause gehabt hatte, wo er sich auch mit der Frau gut verstand. Ich glaube, das vermißte er später doch ein wenig. Die Damen schätzten ihn insgesamt sehr. Heiratsgedanken hatte er wohl nicht und galt als hieb- und stichfester Junggeselle.

Wie auf alle Menschen, so hatte auch auf ihn der Krieg einen großen Einfluß. Ich habe es nicht vergessen, wie er mir in den ersten Augusttagen 1914 auf der Brücke begegnete und mit Rücksicht auf die bevorstehende Kriegserklärung Englands mit großer Bestimmtheit und einer Art lächelnder Sicherheit sagte: „Dann ist der Krieg in vier Wochen zu Ende.“ So fest war er davon überzeugt, daß wir gegen England nichts ausrichten würden. Es kam bekanntlich sehr anders. Leider erlebte er nur noch den Anfang unseres ernstlichen und weitaus reichenden Angriffs auf Englands Weltmacht im Februar 1917. Bei der ersten recht summarischen Musterung des Landsturms – Müller war bedeutend jünger als man nach seinem Aussehen und seinem ganzen Gehabe wissen konnte – wurde er, wenn ich mich recht erinnere, für felddienstfähig befunden, und es ging die Rede davon, der Arzt habe bei ihm von selten schönen Beinen gesprochen, als er außer anderen Krankheiten auch seine geringe Marschfähigkeit betont hatte. Sehr viel später wurde er zwar nur für garnisonsdiensttauglich befunden, doch blieb die Sache stets ein Gegenstand ernster Sorge für ihn. Im Winter 1915/1916 oder im Frühjahr 1916, ich muß

damals zur Kur in Leysin gewesen sein, wurde er auch tatsächlich eingezogen und verlebte einige Tage in einer Kölner Kaserne. Hierüber sprach er nicht gern, behauptete aber, das Essen sei gut gewesen. Schließlich reklamierte ihn seine Behörde, und fortan hatte er noch weniger Bedenken. In den ersten Kriegsjahren trafen wir uns hin und wieder abends nach Tisch mit verschiedenen Leuten bei ihm bei der Lenchen zu einem Bierstrategenabend zusammen. Da sah man noch den Pfarrer Kramm als Marinesachverständigen, Kreisarzt Dr. Knoll war noch nicht im Felde und vertrat den Militärsachverständigen, Bürgermeister Reidenbach, Oberlandmesser Schulz, auch Oberschulz genannt, da er großen Wert auf seinen Amtstitel legte, ich und andere Helden. Die Kämpfe in Polen 1915 wurden dort an Hand großer Karten genau erörtert. Nicht minder die Panzerkreuzerschlacht, bei der unsere Blücher verloren ging, während die Engländer viel größere Verluste hatten. Allmählich aber lichteten sich die Reihen der wenigen Männer, die der Krieg noch in der Heimat ließ, und Franz Müller war schließlich ausschließlich auf den vorgenannten Schulz als treu gebliebenen Tischgenossen bei der Lenchen angewiesen. Diese hatte sich übrigens seit mehr als Jahresfrist zur Ruhe gesetzt, und der frühere Hausknecht von Gassen, allenthalben als der Schorsch bekannt (daß er Geiß hieß, erfuhr ich erst durch Zufall später), hatte die Wirtschaft übernommen, und Franz Müller hatte dafür gesorgt, daß auch die guten Überlieferungen möglichst treu gewahrt blieben. Auch Schorsch zog in den Krieg, und seine Frau führte die Wirtschaft weiter. Gelegentlich eines Urlaubs des Kreisarztes Dr. Knoll habe ich dort im Dezember 1916 nochmals mit Franz Müller bei einem Strategenabend zusammengessen und ihn wohl zum letzten Mal in einer Kneipe gesprochen. Mit dem Jahre 1916 setzten allgemeine Nahrungssorgen ein, die sich gegen Ende des Jahres auch allmählich recht fühlbar bis zu uns auf dem Lande verbreiteten. Hieran trug Müller schließlich auch seinen Teil. Immerhin war er redlich bemüht, seine amtlichen Beziehungen zu Fouragierungen aller Art gründlich auszunutzen, wie er selbst betonte. Sein überraschender plötzlicher Tod machte auf seine sämtlichen Bekannten einen tiefen Eindruck. Er war in letzter Zeit regelmäßig täglich auf der Landstraße nach Lieser zu spazieren gegangen. Und dort fand man ihn am Ende des Cueser Hafens, aufs Gesicht gestürzt und tot liegend. Er war vom Schlag gerührt und vermutlich sofort gestorben. Alle Wiederbelebungsversuche, die man im Krankenhaus mit ihm anstellte, waren erfolglos. Ich hatte mir gedacht, die katholische Geistlichkeit würde ihn in aller Form bestatten, aber es kam ganz anders. Abgesehen von dem alten Oberförster Bauer verschwand mit ihm der markanteste aller Beamten von



Bernkastel, die ich seit v. Hymmens Versetzung kannte. Zu dem ihm jüngst verliehenen Titel eines Schulrats und zu der damit verbundenen Rangwürde eines höheren Provinzialbeamten vierter Klasse, ihm zu gratulieren, bin ich nicht mehr gekommen. Nachdem am 19. Februar 1917 die Bernkasteler Zeitung einen ehrenden Nachruf, vermutlich von Schönberg, über ihn gebracht hatte, ergoß sich über ihn aus kleinen Seelen eine Flut schlammigen Geredes. Eines Tages hatte meine Frau mit Frau Krings gesprochen, die allerdings eine trübe Quelle für ihn war. Müller hatte mir nämlich gelegentlich ihrer Verlobung mit dem Witwer Krings davon gesprochen, daß die Braut eine intrigante Person sei und daß sie ihn nicht schätze, weil er ihr einen Wunsch auf Versetzung als Lehrerin nicht habe erfüllen können. In diesem Gerede hieß es also, er stamme von ganz kleinen Leuten, habe seine Familie stets verleugnet, sei in der Jugend evangelisch gewesen, habe mit fremdem Geld studiert, könne keinesfalls kirchlich beerdigt werden u. s. w. Kurz, wir erhielten ein schönes Spiegelbild all der kleinlichen Hetzereien, die einem Manne nachzugehen pflegen, der Theologie studiert und dann eingesehen hatte, daß ihm hierzu der Beruf fehlte. Aus einem Nachruf des Landrats war zu ersehen, daß er schon zwölf Jahre in Bernkastel Kreisschulinspektor war. Also nach dem alten Oberförster der bei weitem am längsten im Nest ansässige höhere Beamte.

Nach allerhand unerquicklichen Auseinandersetzungen wurde er auf dem evangelischen Friedhof durch einen evangelischen Pfarrer Jaenecke beerdigt, der auch am Grabe redete. Trotzdem ich nach einer leichten Blutung erst seit zwei Tagen wieder auf den Beinen war, hatte ich versucht, das Begräbnis mitzumachen, den Versuch aber wegen des überaus dicken und feuchten Nebels wieder aufgeben müssen. Erfreulicher Weise war die Beteiligung sehr groß, und es war eines der größten Begräbnisse, die ich in Bernkastel erlebt habe. Allen geistlichen Ortschulinspektoren war die Beteiligung abgepiffen worden, und es wirkte daher etwas demonstrativ, daß der auch sonst recht unabhängig gesinnte Dechant von Bischofsthron gleichfalls mitging. Am liebsten hätte man ihn sang- und klanglos verscharrt, doch hatte Rechtsanwalt Schönberg für diesen Fall mit Krach gedroht. Ein Wittlicher Kollege hatte die Regierung in Bewegung gesetzt, und daraufhin kam wohl das evangelische Begräbnis zustande. Ob der Klerus, der dem guten Müller wegen seiner Amtsführung gewiß nicht sehr grün war, aus persönlicher Verstimmung ihm die letzte Ehre verweigerte, oder ob er ein Exempel statuieren wollte und zugleich einen streng kirchlichen Nachfolger für ihn zu erzwingen oder was sonst dahinter steckte, ist mir nicht klar geworden.

Formell war der zuständige Pfarrer Schmidt natürlich gewandt genug, sich angeblich hinter einen Bescheid seines Bischofs zu verschanzen, der aber nur auf seinem Bericht beruhen konnte. Lediglich die etwa sechs Jahre ausgesetzte Nichterfüllung der kirchlichen Pflichten kann aber nicht der Grund der Weigerung gewesen sein, denn sonst hätte man meinen Mitschüler, den Landrichter Dr. Anton Thanisch, auch nicht kirchlich beerdigen dürfen. Aber – er war der Sohn einer ersten Besitzerfamilie. – So unerfreulich noch allerlei sonstige Roheiten vor dem Begräbnis waren, Heiden hatte kein Auto, um den Toten zu holen, Bauern brachten ihn auf einer Mistkarre und verweigerten eine Decke für ihn, später lag er im Krankenhaus, ohne daß sich jemand um ihn kümmerte, eine Zeit lang allen Neugierigen zur Schau u. s. w., so fehlte doch auch etwas Spaßiges nicht: Der klumpfüßige Metzgerbursche Engel, vermutlich seit Jahren ein lauer Christ, erklärte, so etwas solle ihm nicht passieren und ging seitdem wieder fleißig zur Kirche. Onkel Jakob Thanisch hat mehrfach ausdrücklich bekräftigt, ihm sollten alle Pfaffen, auch die Blauen, im Tod fern bleiben.

Wegen der Amtspapiere war der Nachlaß anfänglich gerichtlich versiegelt worden. Assessor Scherer berichtete mir, welche fürchterliche Unordnung er in all seinen Sachen, ganz wie ein Student, gehabt habe. Darin war er also ein echter Junggeselle. Nichts durfte geputzt und geordnet werden, und jede Drucksache wurde bestens aufgehoben und verwahrt. Dabei hatte er natürlich sein leibliches Wohl nicht vernachlässigt, und einen recht stattlichen Vorrat von Würsten, Konserven, der zum Teil mit prächtigem Schimmel überwuchert war, fand sich. Es fand sich ein Sparbuch über viertausend Mark, das er, völlig verschwitzt, stets in einer Westentasche mit sich führte, selbst auf Reisen. Auch besaß er noch einige Kriegsanleihen.

Schönberg wußte aus seinem eigenen Munde, daß er als Kind zweiter Ehe seines evangelischen Vaters bis zum vierzehnten Lebensjahre offiziell in dessen Konfession, vorder Mutter aber heimlich in katholischer Konfession erzogen worden und dann später katholisch geworden war. Er habe dann – „zum Dank hierfür?“ später mit Unterstützung ein katholisches Theologiestudium betrieben, habe aber nach dem Empfang der niederen Weihen den Mangel seiner Berufung hierzu eingesehen und sei Philologe geworden. Diese Umkehr wurde ihm natürlich in allen klerikalen Kreisen nicht nur nicht nur für sein Leben, sondern auch noch etwas nach dem Tode ins Debet gebucht. Nach seinem Tode erschien

eine der beiden Stiefschwestern , packte alles ein und verschwand wieder. Nachdem er bereits drei Jahre als Oberlehrer in Duisburg gewirkt hatte, war er mit neunundzwanzig nach Bernkastel gekommen. Etwa 1902 mußte er sein Staatsexamen in Münster repetiert haben, ich erinnere mich auch, daß er auf Gespräche über Sonnenburg nie hatte reagieren wollen.

### **Das besoffene Mündel**

V. Hymmen hatte einen verlotterten Weinbergsbesitzer aus der Talveldenzer Gegend mit Namen Knier entmündigt, glücklicherweise, ehe er sein ganzes Vermögen versoffen hatte. Ich hatte ihn später als Vormundschaftsrichter unter meinen Mündeln und finde folgende Aufzeichnung über ihn in meinem Tagebuch: Wie ich mich heute vom Burgweg aus von hinten ins Amtsgebäude schlängle, sehe ich von oben schon in dem schmalen Wartezimmer meinen Freund Knier sitzen. Er hat sein Geld auf ein für ihn gesperrtes Sparbuch angelegt, und des Mannes ganzes Sehnen und Trachten ist nun ausschließlich darauf gerichtet, wie kann ich an das Geld kommen? Arbeiten ist ihm zu lästig und zu zeitraubend. Alle möglichen Schliche, um auf Umwegen etwas von seinem Geld herauszubekommen, hat er meist ohne Erfolg versucht. Eine Zeit lang ist er in seinem kindischen Trotz auf den Gedanken verfallen, seine Kleider dadurch vollkommen zu ruinieren, indem er sich in einer Kalkspiespfanne herumwälzte. Sein Vormund mußte ihm einen neuen Anzug kaufen. Er wohnt bei seiner Schwester. Ein Mittagbrot für ihn ist bei einem Metzgermeister in seinem Dorfe für sechzig Pfennige pro Tag ausgemacht. Regelmäßigkeit ist ihm verhaßt, und so nimmt er am liebsten für den Betrag Wurst und beschäftigt sich mit ihr den Tag über. Auch für freiwillig versäumte Mahlzeiten kriegte er kein Bargeld von dem Metzger heraus, und ich habe ihn im Verdacht, daß er die Wurst häufig verkauft, um nur an Schnaps zu kommen. Nun will er seit einiger Zeit täglich eine Mark für Tabak und sonstige angebliche Bedürfnisse. Das geht nun nicht, und deshalb kommt er mich aufsuchen. Das alles geht mir durch den Kopf, während ich die einfachen Sachen erledige und zu dem Schlusse komme, ich kann es mit ihm ohne seine Akten abmachen. Er klopft an und tritt ein. Setzen sie sich, na, was gibt es denn? Ja, ich muß eine Mark haben usw. Ich lasse ihn nicht lange reden und unterbreche ihn mit einem längeren Register seiner Sünden. Das bringt ihn auf, aber in Zorn gerät er über den Vorwurf, er habe sich in der Kalkpfanne herumgewälzt. Wer hat Ihnen das

heruntergeschrieben? Das geht Sie nichts an. Er beginnt laut zu schreien. Ich höre seine Worte gar nicht und blicke nur in das schwammig-rote Gesicht mit dem weitaufgerissenen Mund, in dessen Höhle einige schwarze Zahnstümpfe hervorstehen. Ruhe, Ruhe! Er schreit noch mehr. Heraus, donnere ich und stehe schon an der Türe, die schon offen steht. Das bringt ihn schließlich auf die Beine. Er brüllt noch draußen, und ich höre, wie im Nebenzimmer der Sekretär ob des Gebrülls zusammenschreckt, wie die Türe wieder ins Schloß fällt und wie er über den Flur gezerrt und zur Gerichtstüre hinausbefördert wurde. Es tut mir leid um den unverbesserlichen Alten, dem nicht zu helfen ist. Mein Zorn war nur geheuchelt, und ich überlegte kühl, was ich mit ihm anfangen sollte. In drei Tagen oder spätestens einer Woche kommt er wieder.

Ein Gegenstück ist eine Entmündigungssache, die ich im Herbst 1919 beim Amtsgericht Rheinbach als Richter erlebte:

### **Et jeckig Griet**

In meiner Abteilung spielt gegenwärtig eine Entmündigungssache, die ein Gegenstück bildet zur Entmündigung der Witwe Schön aus Commen, die ich als lustige Witwe aus dem Hunsrück behandelte. In Ellerheim in der Mutscheid lebte der alte Honert. Er hatte ein Weibsbild geheiratet, das in seiner Jugend wohl aufgeputzt auf allen Festlichkeiten herumflatterte, in der Ehe sich aber bald als eine Schlange herausstellte, die ebenso fähig wie gewillt war, den Haushalt vollkommen im Dreck verkommen zu lassen. Die Kinder verkamen im Schmutz und Unrat, sie selbst ging dabei zugrunde. Freilich hatte sie auch etwas abgekriegt, was ihr fürs Leben blieb. Der Alte, mürrisch und verschlossen, dabei eigenwillig und störrisch, lebte das Leben eines einsamen alten einpässigen Bullen. Das Mädchen war während der Schuljahre bei Verwandten, die sich vergeblich bemühten, ihm die allerelementarsten Regeln der Reinlichkeit beizubringen. Kaum schulentlassen, kehrte sie zu dem Alten zurück, erhielt täglich ihre Schelte und wohl ab und zu Hiebe, gleichviel für das, was sie getan oder was sie nicht getan hatte. Bei ihr war stets alles verkehrt, nichts konnte sie, sie tat auch am liebsten nichts und wuchs heran mit ungekämmten Haaren, zerfetzten und schmutzigen Kleidern, die sie jahraus, jahrein nicht wechselte. Auc als sie bereits erwachsen war, gab sie so wenig auf ordentliche und reinliche Kleidung, daß ihr ein gelegentlicher Windstoß der kräftigen Eifelluft

die zerrissenen Streifen ihres Rockes wie zerfetzte Fahnenbänder um den Leib flattern ließ. In einem Punkte war sie nicht faul, im Essen und Trinken. Erhielt sie als Erwachsene einen Groschen in die Hände, so kaufte sie sich alsbald einen Hering und verzehrte ihn aus der Faust, indem sie im Dorfe auf und ab lief. Mit einem Butterbrot herumzubummeln und dies nach Kinderart zu verzehren, war ihr besonderer Genuß. Benutzung eines Klosetts und Stubenreinheit waren ihr unbekannte Dinge. Konnte sie eine Mannsperson ansprechen oder wurde sie von einer solchen angesprochen, so wachte ihre schlafende Natur plötzlich auf. Die heiße Freude in ihr äußerte sich durch große körperliche Unruhe, ja durch allerhand wunderliches Umherspringen. Sie zeigte ein so mannstolles Benehmen, daß sie bald den Namen „et jeckig Griet“ erhielt und so allenthalben in der ganzen Möschtert und Umgebung benannt wurde. Allerhand Mannsleute sah man durch den Busch herankommen und um das Haus herumlungern. Sie sprang heraus, ging mit ihnen in den Wald, und das Treiben wurde allmählich so toll, daß der Pastor der entfernten Pfarrkirche sich einmischen mußte. Der Vater starb, und man brachte das Mädchen in ein Kloster in Bödingen an der Sieg, wo sie unter der strammen Fuchtel einer Schwester Oberin zur Arbeit angehalten und von jedem Mannsverkehr abgesperrt wurde. Dort erlebte sie trübe Tage der Entsagung. Der in ihr gleich einem Stück Wild lebende Drang zur ungefesselten Freiheit erlitt zwar eine starke Prüfung, blieb aber frisch und ungebrochen. Sobald sie heraus war, kam er ungezügelt zum Vorschein. In Stotzheim fand sich ein Rattenfänger, der dieses Menschenwild anzulocken und festzuködern verstand. Ein alter Hausierer und Bettelbruder, dessen grobschlächtiger Sohn an Fallsucht litt und sich als Orgeldreher durch die nahe Umgebung herumtrieb, waren ihre Freunde. Der Alte verlobte sie seinem Sohne Franz, und das junge Paar suchte zu heiraten. Am Eingange vor dem Tempel standen aber mit dräuenden Gebärden etwelche grobe und borstige Amtspersonen und verwehrten den Eintritt. Der Bürgermeister machte allerhand Ausflüchte, wußte sich schließlich nicht mehr zu helfen und beantragte das Eingreifen des Vormundschaftsgerichtes. Beide Brautleute waren großjährig und hartnäckig, und so mußte schließlich grobes Geschütz aufgefahren werden: Der Staatsanwalt beantragte Entmündigung der Braut wegen Geisteskrankheit. Es begann ein gründliches Verfahren. Die Hinterwäldler wanderten stundenlang zur Kreisstadt und gaben ihre Kenntnisse zu Besten. Die Braut und namentlich ihr künftiger Schwiegervater überliefen den Amtsrichter so heftig, daß dieser das Griet zunächst unter vorläufige Vormundschaft stellte. Der künftige Schwiegervater zeigte nämlich eine etwas zu heftige Fürsorge für das Vermögen

seiner Schnurch. Er wollte von Stotzheim hinaufziehen nach dem Walde in Ellersheim, um dort seine Bettlerlaufbahn als Großgrundbesitzer zu beschließen. Ehe es zum Eheabschluß kam, machte der orgeldrehende Bräutigam die Dummheit und starb. Jetzt war guter Rat teuer. Der Schwiegervater konnte das Griet nicht heiraten, weil er zufällig selbst noch eine Frau hatte. Der vorläufige Vormund hielt mit eisernem Daumen den mageren Geldbeutel zusammen und schaffte ihr nur das Allernotwendigste an. Griet aber beschaffte sich einen neuen Bräutigam, und es begann ein allgemeines Sturmrennen gegen die Schutzbehörden. Es ließ sich schließlich nicht vermeiden, daß der Richter, Kreisarzt und der Oberstaatsanwalt sich zusammensetzten und über das Griet ein Examen hielten. Nach langen Verhandlungen mußte übereinstimmend mit dem wohlwollenden Urteil des Richters festgestellt werden, daß Griet ihr Examen mit gut bestanden hatte. Strahlend zog sie ab und heiratete irgendeinen Kesselflicker und Wännlepper. Ob sie ihr Glück mit ihm gefunden, weiß ich nicht.

### **Vom Schwänzen**

Von frühester Kindheit an galt ich für einen schwächlichen Knaben, einen rechten Spinnenflicker. Ich kam daher ein Jahr zu spät zur Volksschule und besuchte von 1886 bis 1890 die Stifts- und Münsterschule in Bonn. Da ich hierbei spielend lernte, versäumte ich nichts, wenn ich ab und zu in der Schule fehlte. Ich litt dauernd an heftigen Kopfschmerzen (Kopping) und saß oft stundenlang, den Kopf in die Hände gepreßt, in einem Winkel oder auch auf der Treppe. Mitunter wurde es mir auch schlecht in der Schule, und ich wurde nach Hause geschickt. So wenig Freude mir die oft quälenden Kopfschmerzen machten, nicht weniger Vergnügen fand ich bald am Schwänzen. Ich erinnere mich, daß ich oft einen Tag lang ins Bett gesteckt wurde und mit einer Apfelsine oder einem Cremeschnittchen geheilt wurde. Letzteres galt mir als höchster Leckerbissen. Etwa noch einen halben Tag hatte ich Stubenarrest, und dann erst durfte ich wieder heraus. Es lag mir nicht viel daran herauszukommen. Ich war vielmehr leider einhartnäckiger Stubenhocker. Namentlich war ich aufs Lesen versessen. Jedenfalls erinnere ich mich nicht, je durch Schwänzen Langeweile gehabt zu haben. Der Lehrer schickte mich als bevorzugten Schüler oft mit Vertrauensaufträgen, und so las ich denn in der Schulübersicht, daß ich wegen

Schwäche gefehlt hatte. Diese Schwäche kam mir sehr gelegen. Fand ich einen alten Schmöcker, so stellte sich bald die Schwäche ein, an ihrer Echtheit konnte man nicht zweifeln, bei meiner dürftigen Figur und meinem schmalen, blassen Gesicht. Mitunter wurde ich sogar auf Anraten des Arztes oder eines Bekannten auf eine oder auch auf etliche Wochen nach Olsdorf zum Großvater aufs Land geschickt. Das war jedesmal eine besondere Freude. Denn dort gab es den ländlichen Ergötlichkeiten auch Bücher zum Lesen. Der Großvater hielt zwar seine wenigen Bücher in einem kleinen Wandschrank in der Stube gut verschlossen, so daß ich niemals das tierärztliche Arzneibuch in zwei Bänden in die Hände bekam. Dagegen gab es in der guten Stube auf dem alten Sekretär eine 1. Ausgabe von Brockhaus Konversationslexikon für die Gebildeten Stände von ca. 1830. Davon holte ich mir oft mit großer Mühe einen Band heraus und stellte vor die Lücke einen ausgestopften Kuckuck, so daß man das Fehlen des Bandes nicht bemerkte. Auch ein alter Wanderfalke, den der Großvater trotz seines Alterszitterns von der Stube aus vom alten Mertesbirnbaum, einem trockenen Martin, dessen Frühstück wir nur als Wurfgeschosse benutzten, geschossen hatte, war hierfür gut geeignet. Der Falke litt leider an starkem Federschwund, und später wurde er so kahl, daß er schließlich uns Buben ausgeliefert wurde und als Zielscheibe für unser Pfeilschießen ein unrühmliches Ende fand. Der Kuckuck aber spreizt noch heute seine Flügel. Ihn hatte Ohm, ohne ihn zu kennen, im Weinberg geschossen.

Als ich 1890 aufs Königliche Gymnasium kam, war es mit dem Schwänzen viel schlechter bestellt, denn im letzten der vier Schuljahre hatte ich durch Lehrer Eschweiler auf der Stiftsschule als künftiger Gymnasiast eine besonders nachdrückliche Ausbildung erhalten, gleichzeitig aber auch die größten Schwänzereien getrieben. Auf dem Gymnasium, dessen Aufnahmeprüfung mir nicht schwer fiel, war die Disziplin strenger, und bevorzugte Schüler gab es dort nicht mehr. Immerhin gab es viel Gelegenheit zu schwänzen, und keine ging vorüber, ohne benutzt zu werden. Auf der Volksschule hatte ich den Spitznamen „die Geiß“ und auf dem Pennal, wo wir untereinander Bönnsch sprachen, hieß ich der Mattes oder Mättes. Die Ferien wurden zwar nach wie vor in Olsdorf, mitunter auch bei der mütterlichen Großmutter in Heimerzheim verbracht, aber Schwänzferien nach dort gab es fernerhin nicht mehr.

Als Student lag zum Schwänzen wenig Veranlassung vor. Hin und wieder blieb ich aus einer Vorlesung weg, die mich langweilte. Aus einer allerdings aus

einem ganz albernen Grunde: In einem der letzten Semester hatte ich bei Professor Bergbohm Preußisches Verwaltungsrecht belegt. Ich ging einige Stunden hin, und obschon mir der Vortrag des Professors schon seines trockenen Humors wegen recht gut gefiel, mußte ich aussetzen, weil ich stets Lachkrämpfe bekam, und zwar wegen des grotesken Gegensatzes zwischen dem riesigen Schnauzbart und den buschigen Augenbrauen des Vortragenden, unter denen tief versteckt liegende kluge Augen hervorblinzelten, zu der hohen Stimmlage, der brüchigen Fistelstimme. Ich dachte zunächst, es sei eine vorübergehende Heierkeit bei ihm, die Sache blieb aber so, und ich brachte es trotz der größten Mühe, mein albernes Lachen zu unterdrücken, nicht fertig. Schließlich schmerzten mich meine Leibmuskeln so, daß ich schwänzen mußte. Ähnliches passierte mir in der gerichtlichen Medizin von Professor Ungar. Die eindringliche Vorführung der körperlichen Funktionen und Einrichtungen brachten meinen Magen in Aufruhr, so daß ich totenbleich das Lokal verlassen mußte. Noch im August 1916 geschah mir ein Gleiches bei einem medizinischen Lichtbildvortrag über Kriegsbeschädigungen. Es war im Gürzenich in Köln. Ich zwang mich doch, irgendwie hineinzugehen und konnte tags darauf die vorgeführten Beschädigten trotz ihrer gräßlichen Verstümmelungen mit sachlichem Interesse und ohne innere Revolution besehen.

Als Student war ich durchweg fleißig gewesen, als Referendar habe ich wenig getan. Nach wohlbestandenem Richterexamen im Dezember 1906 begann ein wahres Haupt- und Generalschwänzen. Diesmal war die Ursache bedenklicher. Kurz vor der Staatsprüfung bedenklicher war ein langverstecktes Lungenleiden in Erscheinung getreten und hatte mir zwar zum Examen die nötige Bierruhe und Würstigkeit gegeben, um es mit gutem Erfolg zu bestehen, aber dann hieß es Kur machen. Und das wurde mit kurzen Unterbrechungen vom Januar 1907 bis April 1909 besorgt, wobei ich nicht weniger als zweiundzwanzig Monate insgesamt im Sanatorium in Arosa zugebracht habe. Die übrige Zeit war ich zu Hause oder in Hersel, stets eifrig den Gerichtsdienst schwänzend. Erst im Jahre 1909/1910 arbeitete ich als „Unbesoldeter“ am Amtsgericht Bonn, nachdem ich vorher meist bei einem Notar gearbeitet und noch mehr geschwänzt hatte. Als Assessor habe ich dann in dem einen Jahr meiner Hilfsrichterstelle und in Bernkastel abermals im September/Oktober 1910 etliche Wochen schwänzen müssen. Desgleichen als Amtsrichter mehrere Male (1914 und 1916). Nach Blutungen im Januar schwänzte ich dann mit drei Monaten Hochgebirgskur in Leysin. An Zeitvertreib fehlte es auch hierbei nicht. Die Lesewut ist immer



dieselbe. Diese Aufzeichnungen machte ich Ende Februar 1917, als ich von der Trierer Stadtbibliothek ausgezeichnete Reisewerke über arktische Forschungsreisen von Nansen und Amundsen erhielt und deren Inhalt mir mit demselben Behagen einverleibte, wie ich in meiner Knabenzeit Beschreibungen über die verunglückte Franklinexpedition als Lieblingsstoff gelesen hatte. Der Winter schien mir bei Eis und Schnee als ein wahres Paradies, weil es für mich dann keine Kopfschmerzen gab.

### **Schlimmer Kriegstage an der Mosel**

Unter dem 18. Januar 1918 finde ich folgende Aufzeichnung: Es liegen schwere Tage für die Mosel hinter uns. Von Montag bis Mittwochabend tobte ein tolles Unwetter mit warmen Sturmwind und Regen bei einer Temperatur von plus zwölf Grad Celsius. Das brachte allenthalben gewaltige Schneemassen zu jäher Schmelze. Es ließ sich voraussehen, daß Hochwasser kommen sollte, doch überstieg dies aller Erwartung. Ohne daß ich den schon stark ausgetretenen Strom gesehen hätte, wurde ich Mittwoch nachmittags heftig beunruhigt über unsere Kartoffel- und Gemüsevorräte in dem Kellerraum des Wolff'schen Gartens. Ich lag krank zu Bett, Helene war auch nicht ganz wohl, ging aber doch mit Maria zum Garten, um den Keller zu räumen. Die Arbeit lohnte sich sehr, denn kaum hatten sie alles oben bis auf einen geringen Rest von Kartoffeln, als das Wasser schon auf der Kellersohle erschien. Als ich andern Morgens dorthin kam, stand der Keller bereits gut eineinhalb Meter unter Wasser. Mittwochabend versuchten wir noch einen Besuch bei Thanisch zu machen, es war aber schon nicht mehr möglich, da hinter der Post die Straße überschwemmt war. Über Nacht stieg das Wasser gewaltig. Wohl in sämtlichen Kellern der Kaiserallee stand das Wasser, und bei uns spülte es im vorderen Weinkeller im Ausguß der Entwässerungsgosse. Ich war schon früh auf, Herr Leistner hatte aber noch früher schon festgestellt, daß der Fluß stehe. Von da ab stieg er nicht mehr, war freilich auch hoch genug. Auf der Schanze stand das Wasser bis zur Ecke des Landratsamtes, das Amtsgericht war trockenem Fußes nicht zu erreichen. Das Wasser stand bis zur untersten Stufe der Eingangstreppe. Ich hatte Wasserstiefel an und gab ein eiliges Aktenstück an den Gerichtsdiener Friedrich durchs Fenster. Ihm waren vier Hühner ertrunken. Nachmittags fuhren Helene und ich mit einem Nachen vom Steg aus, der das Postamt mit dem Anwesen Liell

gegenüber verband, mit einem Dreibord über die Straße durch Thanischs Gartentörchen zu diesen und besahen uns dort den Graus (das bereits fallende Wasser hatte das niedrige Erdgeschoß fast bis zur Decke gefüllt). Wir fahren dann mit ihnen zusammen zurück, tranken bei der Mutter, Witwe Anton Thanisch einen soliden Familienkaffee mit echten Waffeln. Später beriet ich noch Hugo und feierte dann mit ihm und seinem Vetter Viktor Thanisch, der zum Monatschluß auf Urlaub aus Flandern gekommen war, den historischen Tag bei einem Glas Wein.

Über Nacht fiel das Wasser wieder gewaltig, allenthalben dicken rotbraunen Schlamm zurücklassend. Der wird jetzt eifrig weggeräumt. Noch aber tobt der Strom mit lautem Gebrause unter den Brückenpfeilern weg. Die fast wie in den Boden versunkenen Villenhäuser, Hospital u. s. w. stehen langsam wieder aus dem Wasser auf, und das Moselbahnhöfchen, das wie auf die Knie gesunken aussah, steht wieder ordentlich auf den Beinen. Freilich stehen noch viele Keller unter Wasser. Assessor Servais, der als Ulanenleutnant gut aussah, hatte Bernkastel aus lobenswerter Anhänglichkeit noch einmal besucht. Post und Bahn blieben aus, erst heute kam wieder die Kölnische Zeitung.

Für Schweine werden jetzt Phantasiepreise bis zu zweitausend Mark geboten, und jeder schlachtet, was er kriegen kann. Es ist ein ziemlicher Gerichtsstillstand eingetreten. Unter dem 19.1.1918 habe ich mir notiert, daß die Briefpost und die Zeitung mit einem kleinen Pferdefuhrwerk von Maintzers in Wengerohr abgeholt wird. Die Lieser war durch einen Wolkenbruch in einen rasenden See verwandelt, der Brücken und Dämme wegriß. Auf einen Kaffee, den Helene gestern mit drei Damen hatte, erzählte Frau Hauth aus Wehlen, es sein in der stürmischen Regennacht mit geschlachteten Schwarzschweinen im Werte von fast zehntausend Mark aus der Wittlicher Eifelgegend unterwegs gewesen und habe erst die eine, dann die zweite Brücke über die Lieser zerstört vorgefunden und sei endlich weit in die Berge und stundenlang in die Irre gefahren. Die den Bauer begleitende Frau habe vor Angst und Aufregung auf dieser doppelt unheimlichen Nachtfahrt greises Haar bekommen.